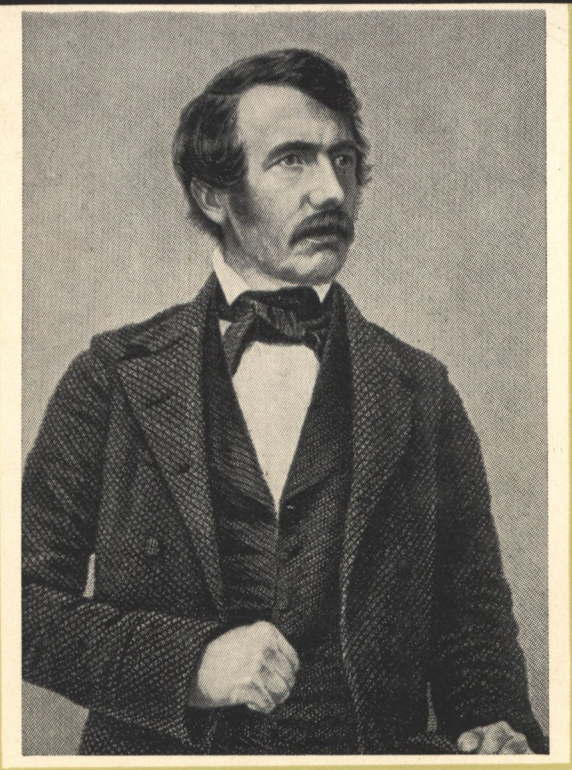
ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Horst R. Flachsmeier

David Livingstone

Missionsarzt und Afrikaforscher

BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

David Livingstone

(1813—1873)

Untrennbar verknüpft mit der Erforschung des schwarzen Erdteils ist der Name David Livingstone, ein Name, der in der Wissenschaft und Geschichte einen gleich guten Klang hat. In einem frommen Elternhaus aufgewachsen, fühlte sich der arme Weberlehrling schon früh dazu berufen, Missionsarzt zu werden. Sein Studium absolvierte er als Werkstudent, wurde nach Afrika ausgesandt und dort vom Mitleid für das Elend der Schwarzen ergriffen. Auf niebeschrittenen Pfaden suchte er der Mission neue Gebiete zu erschließen und war dabei Missionar, Geograph, Naturwissenschaftler, Astronom, Arzt und Handelsdirektor in einer Person. Es gelang ihm die Entdeckung von mächtigen Flüssen und Binnenseen, die er, wie die Victoria-Wasserfälle, selber benannte. Eine Zeitlang teilte auch seine Familie mit ihm die Gefahren in Wüste, Urwald und Steppe und widerstand den wilden Tieren, Naturgewalten, Krankheiten und sonstigen Feinden der Mission. Um dem grauenvollen Sklavenhandel zu wehren, wagte sich Livingstone tief bis in das Innerste Afrikas vor, suchte von dort einen Weg zum Meer und durchquerte schwerkrank als erster das ganze Afrika von der West- bis zur Ostküste. Viele Jahre lang war er verschollen und starb dann im tiefsten Urwald, seiner Aufgabe getreu bis in den Tod. Ein mühseliges, aber erfolgreiches Leben, das über den Tod hinaus das Walten des gegenwärtigen Gottes bezeugt.

David Livingstone

Missionsarzt und Afrikaforscher

Von

Horst R. Flachsmeier



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 146/147 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes"

INHALTSVERZEICHNIS

Jugend und Berufung 3
Der Missionsarzt als Pionier 13
Der Vorstoß in das dunkelste Afrika 29
Sieg und Triumph christlichen Wagemuts 42
Im Kampf wider den Sklavenhandel 62
Auf der Suche nach den Nilquellen 78
Stanley findet den Verschollenen 90

Das Livingstone–Porträt auf dem Umschlag verdanken wir der
Radio Times Hulton Picture Library, London.

© 1960 by Brunnen-Verlag, Gießen
Printed in Germany
Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg an der Lahn

Jugend und Berufung

Am 19. März 1813 erblickte David Livingstone in Blantyre in Schottland das Licht der Welt. Seine Familie entstammte der rauhen Insel Ulva an der Westküste Schottlands, und es war diese karge Landschaft, die die Natur der Livingstones mit formen half. Zu Reichtum hatten sie es nie gebracht, doch waren sie mit ihrem bescheidenen Einkommen in redlicher Frömmigkeit auch zufrieden. Von Generation zu Generation pflanzte sich das Wort eines Vorfahren fort, eines besonders tüchtigen Mannes, der auf dem Sterbebett seinen Kindern ein Vermächtnis mitgab: „Ich habe während meiner Lebenszeit alle Überlieferungen in unserer Familie, die ich irgend auffinden konnte, sorgsam durchforscht und habe unter allen meinen Vorfahren auch nicht einen entdecken können, der nicht ein ehrlicher Mann gewesen wäre. Wenn einmal eines von euch oder euren Kindern einen ehrlosen Weg betreten sollte, so hat es wahrlich nicht die Ausrede, es liege im Blut. Nein, das ist nicht unsere Art. Ich hinterlasse euch als mein Vermächtnis die Grundregel unseres Stammes: Seid ehrlich!"

Dieses Wort beeindruckte auch den kleinen David, der sich schon früh vornahm, seinem Vorfahren in diesem Stück nachzueifern. Das beste Vorbild sah er in seinem eigenen Vater, der seine Tätigkeit zunächst als Schreiber in einer Baumwollfabrik begann, dann als Schneider arbeitete, um danach einen Teehandel zu eröffnen, so daß er viel auf Reisen war. Doch waren diese Reisen nicht nur rein geschäftlicher Natur, sondern der Vater verband sein alltägliches Leben mit praktischem Christentum. Denn immer führte er neben seiner Ware auch christliche Traktate mit sich und lud die Leute ein, sich recht in Gottes Wort zu vertiefen. Auch war er jederzeit bereit, in seelsorgerlicher Weise mit anderen Menschen über das Heil ihrer Seele zu reden. So verband er gesunden Geschäftsgeist mit religiösem Eifer. Dabei war er, wie sein Sohn später über ihn sagte, „jedoch zu gewissenhaft, um jemals reich zu werden". In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens hatte er in der Gemeinde das angesehene Amt eines Diakons inne.

Aber auch die Mutter unseres David stand ihrem Gatten in christlicher Gesinnung in keiner Weise nach. „Eine der frühsten Erinnerungen an sie", schrieb der Sohn später, „ruft ein Bild zurück, das ich oft unter den armen Schotten sah: das einer mühevollen Hausfrau, die darum kämpft, allem gerecht zu werden." Ging die Familie am Sonntag in die Kirche, dann betrug der Weg jeweils drei Meilen. Es war Gewohnheit, daß Nachbarn in der Nähe der Kirche dann die Familie Livingstone zu einer Rast aufnahmen; doch es war bekannt, daß Davids Mutter „niemals mehr Gastfreundschaft annahm als einen Kessel kochendes Wasser für den Tee und die Stühle am Tisch für ihre Familie". Das Brot brachte sie jeweils selbst mit, um ihren Gastgebern nicht noch mehr zur Last zu fallen.

David wuchs in einem Geschwisterkreis von insgesamt fünf Brüdern und zwei Schwestern auf. Zwei seiner Brüder starben schon früh, so daß dem Knaben hier erstmalig der Gedanke an den Tod kam. Die elterliche Wohnung bestand aus einem einzigen Zimmer auf dem Boden eines dreistöckigen Gebäudes für Fabrikarbeiter. In diesem Zimmer, in dem zugleich gekocht, geschlafen und gearbeitet wurde, standen zwei Betten: eines für die Eltern und eines für die Kinder, zu dem man zur Schlafenszeit noch kleinere dazu aufstellen konnte. So lernte der junge David schon früh sich in einfache Verhältnisse zu schicken und sich an Entbehrungen zu gewöhnen. Zudem war er von Natur aus anspruchslos und konnte sich mit großer Selbstverständlichkeit in die jeweiligen Gegebenheiten fügen. So wird uns erzählt, daß der Vater von seinen Kindern erwartete, daß niemand mehr nach Einbruch der Dunkelheit außerhalb des Hauses verweilen dürfe. Eines Abends nun verschloß der Vater nach seiner Gewohnheit die Tür, ohne zu wissen, daß David noch draußen weilte. Als der vergessene Sohn an die Tür kam und sie verschlossen vorfand, zog er in aller Seelenruhe ein Stück Brot aus der Tasche und setzte sich auf die Türschwelle, um so die Nacht im Freien zu verbringen. Mit zehn Jahren begann für David der Ernst des Lebens; denn von nun an hatte er als Arbeiter seinen festen Platz in der Baumwollfabrik.

Doch er wollte nicht zeit seines Lebens nur Arbeiter bleiben. Irgendwie schwebte ihm ein Ziel vor Augen, das er noch nicht genau kannte, das aber vielleicht mit den vielen Geschichten zusammenhängen konnte, die der Vater von den christlichen Missionaren in fremden Ländern erzählte. So kaufte sich David vom ersten Wochenlohn eine lateinische Grammatik, und während er zwischen den Webrahmen hin- und hereilte, um die zerrissenen Fäden zu knüpfen, ging sein Blick immer wieder in die Lateingrammatik, um sie Satz für Satz auswendig zu lernen. „Auf diese Weise habe ich meine Studien ungehindert vom Lärm der Maschine fortsetzen können. Dieser Art meiner Erziehung verdanke ich meine gegenwärtige Fähigkeit, meinen Geist vollständig von den mich umgebenden Geräuschen frei zu halten, so daß ich inmitten von spielenden Kindern oder in der Nähe von tanzenden und singenden Wilden in völligem Wohlbefinden lesen oder schreiben kann."

Es war ein langer Tag, den der junge David zu bewältigen hatte. Morgens früh um sechs Uhr nahm er seinen Arbeitsplatz ein, um ihn erst abends um acht Uhr wieder verlassen zu dürfen, wenn wir von einer Frühstücks- und kurzen Mittagspause absehen. Aber am Abend begann dann für ihn erst die rechte Arbeit, die ihn ganz gefangennahm. Dann saß er über seinen Büchern, um mit großem Fleiß so viel zu erlernen, wie es ihm irgend möglich war. Vom dreizehnten Lebensjahr an nahm er regelmäßig an einer Abendschule für Latein teil, in der man von abends acht bis zehn Uhr zusammenkam. Die anschließenden Schulaufgaben beanspruchten ihn dann bis Mitternacht oder noch später, „falls meine Mutter dann nicht schon vorher dazwischenfuhr, aufsprang und mir die Bücher aus den Händen riß". Am nächsten Morgen stand er aber wieder pünktlich um sechs Uhr neben seinem Webstuhl, mochten die Augen auch noch so sehr vom nächtlichen Studium bei unzureichender Beleuchtung brennen und der Kopf schmerzen. Neben seinem Webrahmen stand dann wieder seine Lateingrammatik, aus der David Satz für Satz auswendig lernte, um sein Gedächtnis zu schulen. Nicht selten geschah es, wie uns berichtet wird, daß er von den vielen

Mädchen, die in der gleichen Fabrik beschäftigt waren, geneckt wurde, indem sie ihm das Buch vom Webrahmen herunterstießen oder es mit Webspulen bewarfen. Doch das focht den jungen Scholaren wenig an. Wenn aber der langerwartete Tag des Herrn kam, an dem das Fabriktor geschlossen blieb, dann ging David nach dem sonntäglichen Gottesdienst hinaus in die freie Natur. Kein Gräslein oder Blümlein, das er noch nicht kannte, das dann nicht mitgenommen wurde, um anhand von botanischen Büchern seine Bestimmung zu finden. Muscheln und Fossilien aus früheren Erdzeitaltern ließen den jungen Forscher etwas ahnen von der Länge der Geschichte, die unsere Erde und alle Natur seit ihrer Erschaffung durchlaufen haben. Was aber ist ein rechter Junge, der am Wasser aufwächst und nicht auch angeln würde? So erzählt uns seine Schwester, daß David einmal zusammen mit seinem Bruder Forellen fangen wollte, daß sich jedoch ein großer Lachs in ihrer Schnur verfing. Da das Lachsfangen verboten war, steckten sie den Fisch einfach in das lange Hosenbein des Bruders und machten sich mühsam auf den Heimweg, „wobei sie nicht wenig Mitleid mit dem Jungen erregten, der mit einem schrecklich geschwollenen Bein durch das Dorf humpelte".

Mit achtzehn Jahren rückte David vom Weberlehrling zum Spinner auf. „Die Arbeit war außerordentlich schwer für einen schmalen, leichthändigen Burschen, doch sie wurde gut bezahlt", war sein Urteil über diese neue Stellung. Da er nun auch mehr Geld bekam, konnte er sich endlich einen langersehnten Wunsch erfüllen, nämlich dicke wissenschaftliche Bücher zu erwerben, um sie eingehend zu studieren. Seine besondere Freude waren Reiseberichte; denn zu jener Zeit, da es noch keine schnellen Reisemöglichkeiten gab, wurde jeder Bericht über eine lange Reise gelesen und wie eine Kunde aus einer anderen Welt bewundert. Mehr noch aber als alle anderen Werke, deren David nun habhaft werden konnte, standen Schriften über Gott und die Rettung des Menschen durch Gottes eigenen Sohn seinem Herzen am nächsten. Auch hatte er bald erkannt, daß Philosophie und Theologie keine Gegensätze bildeten, sondern

daß vielmehr auch die Wissenschaften zu Gott hinführten. In diese Zeit seines Studierens und Sinnens fällt auch seine eigentliche Berufung. David Livingstone war mittlerweile zwanzig Jahre alt geworden, als ihm die Erkenntnis geschenkt wurde, daß der Gott der Natur und der Offenbarung ein und derselbe Gott sein müßten. Hatten vorher die Eltern mit großer Mühe versucht, ihrem Sohn die christliche Lehre ins Herz und in den Sinn zu schreiben, so fühlte er nun instinktiv, daß es nicht genug war, nur zu wissen und zu glauben, sondern daß als Antwort auf Gottes Barmherzigkeit eine eigene Tat folgen müsse. „In dem Licht der Liebe, das das Christentum schenkt, beschloß ich bald, mein Leben der Linderung des menschlichen Elends zu widmen. . . . und daher beschloß ich, mich einer medizinischen Ausbildung zu unterziehen, um mich für dieses Unternehmen zu qualifizieren."

Es ist sehr schwer, das innere Erleben eines Menschen darzustellen, der sich von Gott gerufen fühlt. Daß es sich hier jedoch nicht um geistliche Schwärmerei eines Zwanzigjährigen handelte, zeigt uns das ganze spätere Werk dieses Mannes. Gott ruft Menschen in seinen Dienst, wann und wo immer er will. David Livingstone hörte diesen Ruf, und wie bei einem Jesaja war auch seine Antwort: „Hier bin ich; sende mich!" Nicht der Wunsch, einmal ein großer Gelehrter zu werden, beseelte ihn bei diesem Entschluß. Auch nicht das Verlangen, endlich dem armseligen Stand eines Fabrikarbeiters zu entfliehen, sondern allein „das Gefühl der tiefen Verpflichtung Gott gegenüber für seine Barmherzigkeit" zwang Livingstone, nun das Studium der Medizin auf sich zu nehmen, um in Gottes Namen menschliche Not lindern zu können. Das ist das Wunderbare an seiner Frömmigkeit, daß sie bis an sein Ende niemals gekünstelt oder dogmatisch beschwert war, sondern er glaubte wie ein Kind, das vor seinem Vater steht und diesem Gehorsam entgegenbringt, um ihm Freude zu bereiten. Hinter diesem Entschluß, Gott von nun an ganz zu dienen, schlummerte jedoch eine tiefe Leidenschaft, die um das Kreuz und die Vergebung aller Sünden wußte. Nicht mit dem Wort allein wollte Livingstone das Elend der Menschen

lindern helfen, sondern durch die Hand des Arztes, der das Wort in sein Tun einschließen darf. Auch nicht als Missionar wollte er in die Heidenwelt hinausgehen, was er nach seinen bisherigen Studien bald gekonnt hätte, sondern als Missionsarzt, um in besonderer Weise für seinen Herrn wirken zu können. Darin wurde Livingstone der Pionier der Missionsgeschichte, indem er schon in jungen Jahren die Notwendigkeit erkannte, neben der kranken Seele auch in besonderem Maße dem kranken Leib im Namen des Herrn Heilung zu bringen. Er wußte, „daß die Rettung der Menschen der Hauptwunsch und das Hauptziel eines jeden Christen sein müsse", und daher hatte er schon frühzeitig beschlossen, all das Geld für die Mission zu geben, das er über seinen Lebensunterhalt hinaus verdiente.

Im Jahre 1834 nahm Livingstones Vorhaben konkrete Formen an. In diesem Jahr las er einen Aufruf des deutschen Missionars Gützlaff, der um Missionsärzte für China warb. Gützlaff war ein geschickter Redner und verstand es, viele freiwillige Missionshelfer anzuwerben. Auch Livingstone fühlte sich angesprochen, alle seine Kräfte der Chinamission zur Verfügung zu stellen. Doch ist es das Schicksal so vieler Menschen, die Gott ganz dienen wollen, in besonderer Weise aber in der Mission, daß sie es lernen müssen, Widerstände zu ertragen und zu überwinden. Zu der Zeit, da Livingstone nach China hätte ausgesandt werden können, bestand zwischen England und China der Opiumkrieg, und eine Ausreise in das feindliche Land war daher unmöglich. So mußte er schon frühzeitig erkennen, daß es in der Christusnachfolge nicht nach eigenen Wünschen geht, sondern daß es statt dessen gilt, nach dem Weg und Willen Gottes zu fragen.

Zunächst stand zwischen dem Entschluß, Missionsarzt werden zu wollen, und der Ausreise in die Heidenwelt noch ein arges Hindernis, das es zu überwinden galt: die medizinische Ausbildung. Der Vater wollte von dem Vorhaben seines Sohnes nicht viel wissen, zumal wenn er an seine eigenen finanziellen Verhältnisse dachte. Als er dann aber merkte, daß der Entschluß seines Sohnes endgültig war, und daß er allen Verdienst der letzten

Zeit für das künftige Studium zurücklegte, da ließ auch der Vater bald seinen Widerstand fahren. Ja, er sah sich nach Geistlichen um, die seinen Sohn in entsprechender Weise in den Grundlagen der Theologie unterrichten konnten. Bald kam jedoch die Trennungsstunde; denn das Studium der Medizin sollte beginnen. An einem kalten Morgen des Spätherbstes 1836 machten sich Vater und Sohn auf den Weg, um acht Meilen weit durch den Schnee in das benachbarte Glasgow zu gehen, wo David studieren wollte. Einen ganzen Tag lang suchten beide nach einem billigen Quartier für den jungen Studiosus. Endlich fanden sie eins; doch da sich die Wirtin als unredlich erwies, mußte David bald aufs neue auf die Suche nach einer Studentenbude gehen und umziehen. Schon am Morgen nach seiner Ankunft in Glasgow nahm er die Universitätsübungen auf. Griechisch, Theologie, Chemie und Medizin standen auf seinem Stundenplan. Wäre es ihm nur darum zu tun gewesen, Missionar zu werden, so hätte er die Ausbildung dank seiner früheren Sparsamkeit spielend leicht finanzieren können. Aber die Ausbildung in der Medizin bis zum voll approbierten Arzt war sehr kostspielig, so daß es dazu des ganzen Geschicks eines echten Schotten bedurfte, um dieses Ziel wirklich zu erreichen. Nachdem das Wintersemester vorüber war, kehrte Livingstone sofort wieder in seine Heimat nach Blantyre zurück, um sich als Spinner das Geld für das Sommersemester zu verdienen. Doch es wollte immer noch nicht reichen, auch nicht bei aller Sparsamkeit, so daß David sich gezwungen sah, bei seinem älteren Bruder eine Anleihe aufzunehmen, wozu dieser gern bereit war, da er wußte, welch einen Opfergang sein Bruder David ging.

Der junge Student vergaß über allem Studium nicht seine Herkunft. Er wollte nicht nur Gelehrter werden, sondern sich auch im praktischen Leben durchsetzen. Das zeigt uns die Tatsache, daß er während des Sommersemesters 1837 sich auch noch im Gebrauch der Drechselbank schulte, die er im Zimmer des Assistenten Young seines Professors fand. Die Fähigkeit, mit allen Handwerkszeugen umgehen zu können, kam ihm später in Afrika sehr zugute. Dieser Assistent, der sich selber vom

Handwerker zum hervorragenden Wissenschaftler heraufgearbeitet hatte, wurde ihm besonders zum Freund und zum Vorbild, und aus Dankbarkeit hat er später einen neu entdeckten Fluß in Afrika nach ihm benannt. So wurde Livingstone in dieser Umgebung nicht nur Wissenschaftler, sondern ein Mann, der es lernte, sich den Verhältnissen anzupassen und mit seinen eigenen Händen soviel wie möglich zu verrichten.

Im August 1837, während er in Glasgow weilte, wandte sich Livingstone erstmalig an die Londoner Missionsgesellschaft, um ihr seine Dienste anzutragen Die Antwort erfolgte in Form eines Fragebogens, in dem er eine Reihe von siebzehn tiefgehenden Fragen ausfüllen mußte. Ein halbes Jahr hörte er nichts von der Missionsgesellschaft. In der Zwischenzeit trat eine Versuchung an ihn heran. Es wurde ihm eine Stelle als wissenschaftlicher Lehrer mit einem guten Gehalt angeboten. Doch lieber wollte Livingstone noch länger warten, als daß er dieser Versuchung erlag. Endlich, nachdem auch der Vater ohne Wissen seines Sohnes sich noch einmal an die Missionsbehörde gewandt hatte, kam nach fast einem Jahr die Antwort, David Livingstone möchte sich im August 1838 in London persönlich vorstellen, um dort examiniert zu werden. Das Examen fand an zwei Tagen statt; das Ergebnis war eine Aufnahme zur Probe als Missionskandidat.

Damit hatte Livingstone auf seinem Wege einen ersten Erfolg erlangt. Während der letzten Monate hatte er zusammen mit einem jungen Mann, der seine medizinischen Studien abschloß, nachts nur zwei bis drei Stunden geschlafen, um in einer möglichst kurzen Zeit seine Ausbildung zu beenden. Nun wurde er zusammen mit einem Missionskandidaten zu einem Pfarrer nach Ongar in die praktische Ausbildung gegeben. In diese Zeit fällt auch ein Ereignis, das für die Zähigkeit und Ausdauer des späteren Afrikaforschers so recht bezeichnend ist. An einem nebligen Novembermorgen machte sich Livingstone um drei Uhr früh von Ongar zu Fuß auf den Weg nach London, um für seinen Bruder, der einen Spitzenhandel begonnen hatte, einiges zu er-

ledigen. Etwa 27 Meilen mußte er zu Fuß zurücklegen, um in das gewünschte Haus zu kommen. In der Finsternis fiel er in der Morgenfrühe in einen Graben, wo er seine Kleidung von oben bis unten mit Lehm beschmutzte. Das hinderte ihn jedoch nicht, seinen Weg fortzusetzen. Den ganzen Tag ging er in London von Geschäft zu Geschäft, wobei seine Müdigkeit ständig wuchs. Dennoch machte er sich zu Fuß auf den Heimweg. Kurz außerhalb Londons fand er eine Frau, die aus einem Wagen gefallen war und bewußtlos im Staube lag. Ohne zu zögern, trug Livingstone sie ins nächste Haus, und nachdem er die Frau gründlich untersucht und festgestellt hatte, daß nichts gebrochen war, empfahl er, einen Arzt zu rufen, und machte sich selber wiederum auf den Heimweg. Müde und fußwund, wie er war, entdeckte er plötzlich, daß er den rechten Weg verfehlt hatte. Am liebsten hätte er sich an den Weg hingelegt, um zu schlafen, doch fand er einen Wegweiser, an dem er hinaufkletterte und im Sternenlicht ausmachte, welche Richtung er nun einschlagen müßte. Um Mitternacht endlich gelangte er nach Ongar, leichenblaß, und unfähig, auch nur ein Wort zu stammeln. Sein Wohnkamerad setzte ihm Brot und Milch vor und legte ihn buchstäblich ins Bett, wo er sofort einschlief.

Hier in Ongar machte Livingstone auch seine ersten schlechten Erfahrungen als Geistlicher und Prediger. Es war die Aufgabe der beiden Missionskandidaten, ihre Predigten schriftlich auszuarbeiten und sie wörtlich zu memorieren, um sie dann frei in den Gottesdiensten vorzutragen. Eine solche Predigt hatte Livingstone gewissenhaft vorbereitet. Da ein Pfarrherr in einer Nachbargemeinde plötzlich erkrankte, sollte er ihn im Morgengottesdienst vertreten. Voller Herzklopfen machte er sich auf den Weg und begann den Gottesdienst. Sorgfältig las er den Bibeltext und wollte gerade zur Predigt ansetzen. Doch was sollte er predigen? Es wurde ihm schwarz vor Augen, und das letzte Wort, das die Gemeinde von ihrem jungen Prediger hörte, war: „Freunde, ich habe alles vergessen, was ich sagen wollte!“ Und damit verließ er die Kanzel und die Kirche. Livingstone war nicht zum Prediger geboren. Das wußte er

und gab es unumwunden zu. In einem der ersten Briefe, die er von Afrika schrieb, heißt es: „Ich bin ein armseliger Prediger, indem ich schlecht vortrage. Einige sagen: wenn sie wüßten, daß ich wieder zu predigen hätte, würden sie nicht wieder in die Kirche kommen . . ."

Wir verstehen daher, daß der erste Bericht an die Missionsbehörde über Livingstone nicht allzugünstig ausfiel. Schon wollte sich diese in einer Sitzung gegen ihn entscheiden, aber ein einziges Mitglied sprach für ihn, so daß man sich entschloß, ihn nach London zu schicken und ihn dort seine medizinischen Studien beenden zu lassen. Um diese Zeit lernte er auch seinen zukünftigen Schwiegervater, den bewährten Afrikamissionar Robert Moffat, kennen. Es blieb diesem wundervollen und redlichen Mann vorbehalten, Livingstone die Augen über die Not der Menschen im dunkelsten, noch unerschlossenen Afrika zu öffnen. Als ihm dieser erfahrene Afrikamissionar vom Rauch der tausend Dörfer in der Morgensonne und ihren Menschen erzählte, zu denen noch nie ein Missionar gekommen sei, da wußte Livingstone von Stund an: nicht nach China, sondern nach Afrika würde sein Weg gehen.

So sehr wurde sich Livingstone nun seines neuen Zieles bewußt, daß er schrieb, er sei von einer „Manie für die Medizin" erfaßt worden. Im Januar 1840 finden wir ihn wieder in London, und es war nun sein Wunsch, so schnell wie möglich seine medizinischen Studien abzuschließen. Doch selbst die kräftigste Natur läßt sich nicht auf die Dauer überfordern, und auch der stärkste Wille findet seine Grenzen. Im Juli 1840 wurde Livingstone durch Überarbeitung ernsthaft krank, so daß man ihn auf ein Schiff trug und in seine Heimat brachte, da man befürchtete, er würde nur noch wenige Tage zu leben haben. Doch die Seereise und der Heimataufenthalt taten Wunder, und nur einen Monat später finden wir ihn wieder bei härtester Arbeit in London. Im November des gleichen Jahres fand all sein Eifer zunächst seine Krönung darin, daß nach vorangegangenem Examen die medizinische und chirurgische Fakultät in Glasgow ihm ihr Diplom überreichte. Noch in der gleichen Nacht machte sich Livingstone auf den Weg zu seinem

Elternhaus. Nur diese eine Nacht war ihm noch vergönnt, mit den Seinen zu verbringen. An Schlaf war in dieser Nacht nicht zu denken, obwohl die Mutter ihren Sohn am liebsten ins Bett gesteckt hätte, wie sie es zu früheren Zeiten oft tun mußte, um den über seinen Büchern sitzenden jungen David daran zu erinnern, daß die Nacht nicht nur zum Lernen da sei, sondern zum Schlafen. Über die Gespräche dieser Nacht hat uns eine Schwester Davids später mitgeteilt: „Ich erinnere meinen Vater und ihn, wie sie über die Aussichten der Mission sprachen. Sie waren sich einig, daß die Zeit kommen würde, wo reiche und große Männer es sich zur Ehre anrechnen würden, ganze Missionsstationen zu unterstützen, anstatt all ihr Geld für Hunde und Pferde auszugeben." Am nächsten Morgen um fünf Uhr saß die ganze Familie am Frühstückstisch. David las auf Wunsch seines Vaters den 121. und 135. Psalm.

Noch konnte der junge angehende Missionar nicht wissen, was ihm gerade dieser Psalm später einmal bedeuten würde.

Danach betete David ein freies Gebet im Familienkreis, und ihm, dem das öffentliche Beten schon immer Not gemacht hatte, mag es an diesem Morgen der Abreise besonders schwer gefallen sein, sein Herz vor Gott in Worte zu kleiden. Wußte er denn, ob er jemals wiederkehrte, ob er seine Lieben wiedersehen würde? Doch für Überlegungen war jetzt keine Zeit mehr. Nach der Morgenandacht und dem Lebewohl gingen Vater und Sohn noch einmal den weiten Weg nach Glasgow, wo David den Paketdampfer nach Liverpool bestieg. Noch einmal segnete der alte Vater seinen Sohn, und nur wenige Worte wurden gewechselt. Es war das letzte Mal, daß sie in diesem Leben einander gegenüberstanden.

Der Missionsarzt als Pionier

Bevor es auf die große Reise ging, führte David Livingstones Weg noch einmal nach London. Dort wurde er am 20. November 1840 „durch ernsthaftes Gebet und Auflegen der Hände" zum Missionar ordi-

niert und abgeordnet. Kurze Zeit später, am 8. Dezember, schiffte er sich auf einem Segelschiff ein, das ihn zum Kap der Guten Hoffnung und damit in eine neue Welt bringen sollte.

Wir haben schon wiederholt gesehen, daß Livingstone in großem Maße wissensdurstig war. Daher nimmt es uns nicht wunder, daß er sich auf der Seereise in die Lehre beim Kapitän begab, der den jungen Missionar im Gebrauch des Quadranten, der Standortbestimmung und manchen anderen nützlichen Dingen unterwies. So sehr kam der Kapitän seinem Schüler entgegen, daß er „oft bis zwölf Uhr mitternachts aufblieb, um Mondbeobachtungen mit mir anzustellen". Der junge Livingstone konnte damals noch nicht ahnen, daß er fünfundzwanzig Jahre später einmal selber ein Schiff als Schiffsherr und Kapitän von Afrika durch den Indischen Ozean bis nach Bombay führen würde.

Die erste große Seereise Livingstones verging nicht ohne Zwischenfälle. Das Schiff, das er benutzte, war ein kleines Fahrzeug, das dem Wind und den Wellen ausgesetzt war. So zerschlug ein Sturm im Atlantik den Vormast des Schiffes, so daß sich der Kapitän gezwungen sah, Rio de Janeiro anzulaufen, um Ersatz zu schaffen. Es war dies das einzige Mal in Livingstones Leben, daß er den amerikanischen Kontinent betrat. Da die übrige Mannschaft die starke Sonnenhitze scheute, machte er sich allein auf den Weg, in Rio an Land zu gehen. Mit Eifer durchstreifte er den brasilianischen Urwald, nahm unter einem Wasserfall eine Dusche und war voll ausgelassener Fröhlichkeit über dieses erste Abenteuer in einer anderen Welt. Als er sich jedoch einer Hütte näherte, um einige Früchte zu erwerben, griffen ihn drei wild aussehende Hunde an. „Da ich einen tüchtigen Stock in der Hand hielt, überzeugte ich sie bald, daß ich nicht zur Friedensgesellschaft gehörte." Doch die Einwohner der Hütte nahmen Livingstone freundlich auf, luden ihn zum Essen ein und stellten ihm Getränke vor, lehnten aber jegliche Bezahlung ab.

Am 14. März 1841 gelangte das Schiff wohlbehalten nach Kapstadt. Von hier aus setzte Livingstone seine Reise zu Lande fort. Gleich von Anfang an erwies er

sich als geschickt in der Improvisation, und er war bald so vertraut mit den Verhältnissen und Gegebenheiten, als hätte er schon lange in Afrika gelebt. „Während ich den Oranjefluß überquerte, wurde mein Wagen umgeworfen, meine Ochsen gerieten in Unordnung, wobei die Köpfe der einen dahin gerieten, wo ihre Schwänze hätten sein sollen, und die anderen wurden unter ihrem Joch so ungebärdig, als ob sie Selbstmord verüben oder den Wagen umwerfen wollten. Dennoch gefällt mir das Reisen wirklich sehr gut." Anderen war das Reisen eine Strapaze und eine Last; Livingstone aber wurde dabei fröhlich, obwohl diese Fahrt im Ochsenwagen zehn Wochen dauerte. Dabei hatte er insgesamt 530 Meilen zu überwinden, fuhr durch unwegsames Gelände und mußte insgesamt tausend Meter Höhe überwinden. Auch die große Freiheit, die er hier genoß, stimmte ihn von Herzen fröhlich. Er konnte jagen und reiten, wie es ihm gerade einfiel. Nur daß er nicht ungestört studieren konnte, um möglichst bald das Evangelium seinen schwarzen Mitmenschen verkündigen zu können, betrübte ihn sehr.

Auch aus einem anderen Grund hatte Livingstone diese lange Reise über unwegsamen afrikanischen Boden angetreten. Er war auf der Suche nach einer neuen Missionsstation, die er selber gründen und aufbauen wollte, um nicht in fremdes Gebiet einzudringen. Er hatte sogleich bei seiner Ankunft auf afrikanischem Boden feststellen müssen, daß nicht alle Missionare eines Sinnes waren, sondern daß es auch zwischen ihnen, ihren Kirchen und Missionsgesellschaften Rivalitäten und Meinungsverschiedenheiten gab. So hatte Livingstone sich vorgenommen, daß kein Bischof ihm befehlen sollte; er wollte sich seinen eigenen Weg bahnen und suchen. Bei seiner Ankunft hatte er gesprächsweise von dem Gerücht gehört, daß in einer bestimmten Entfernung von zwei Monaten Fahrt mit dem Ochsenwagen ein großer Süßwassersee im Inneren des Landes liegen solle, um dessen Entdeckung die englischen und französischen Missionare, die ja neben den Gründern als erste das Land erkundeten, wetteiferten. Noch war Livingstone ein Fremdling in diesem Land, doch der Forscher- und Ent-

deckerdrang nahm ihn schon gefangen. Er brauchte nur ein oder zwei Monate Zeit, um die Kolonialsprache zu erlernen. Auch wollte er auf den Ochsenwagen verzichten und statt dessen mit den Eingeborenen auf ihre Weise die Reise ausführen. „Ich werde leben, wie sie leben, und ständig unter ihnen sein. So werde ich zur gleichen Zeit alle Kenntnisse über die Bevölkerung erlangen." Doch nicht aufs Geratewohl wollte er die Reise antreten, sondern als ein Pionier der Mission, der davon träumte, ihr neue große Gebiete zu erschließen. Livingstone wußte, daß mit diesem Abenteuer wirkliche Lebensgefahr verbunden war. „Sollte ich niemals zurückkehren, so könnte ich mein Leben vielleicht niemals besser als ein Pionier verbracht haben. Wie könnte ich mein Leben besser einsetzen als in der Ausbreitung des Ruhmes unseres gnädigen Gottes, dem ich von Herzen dienen möchte?"

Am 31. Juli 1841, nach einer zehnwöchigen Reise, „die so schön war, daß ich niemals davon müde wurde", gelangte Livingstone nach Kuruman. In dieser Zeit hatte er sechs Missionsstationen, die auf seinem Weg lagen, besucht und sich zum ersten Male in seiner neuen Tätigkeit als Missionsarzt eingesetzt. Auf der letzten Missionsstation waren der dortige Pastor und sein Kind die Patienten Livingstones. Hier erfuhr er auch zum ersten Male, was es bedeutet, als ein Weißer dem unerbittlichen Afrika mit seinen furchtbaren Krankheiten ausgeliefert zu sein. Aber auch den Alltag auf einer Missionsstation lernte er auf diese Weise noch näher kennen. „Wenn du ausziehst, dann vergiß nicht ein gutes Gewehr, mit dem du auch schießen kannst! Auch etwas Zimmermannskunst brauchst du — samt Werkzeugen." Aber auch an andere Ausrüstung dachte er. „Gedenke meiner vor dem Thron der Gnade, daß ich getreu bis an den Tod sein möchte!" schrieb er in die Heimat zurück.

Es hielt Livingstone nicht lange auf der Missionsstation in Kuruman, obwohl er als Arzt dort sehr viel Arbeit vorfand. Er wollte weiter nach Norden ziehen, mitten hinein in die Heidenwelt. Schon unterwegs konnte er wiederum seine ärztlichen Fähigkeiten einsetzen, und er schrieb über seine weiteren Erlebnisse an

seine Schwester: „Als wir etwa 150 Meilen von Hause entfernt waren, gelangten wir in ein großes Dorf. Der Häuptling litt an kranken Augen; ich behandelte ihn, und er speiste uns ziemlich gut mit Milch und Bohnen und sandte mir einen stattlichen Bock zum Geschenk nach. Nachdem wir ungefähr zehn bis zwölf Meilen zurückgelegt hatten, kam ein kleines Mädchen von vielleicht elf bis zwölf Jahren auf uns zu und setzte sich unter meinen Wagen; es war von Hause davongelaufen in der Absicht, mit uns nach Kuruman zu gehen. Die Kleine hatte bei einer Schwester gelebt, die sie kürzlich durch den Tod verloren. Eine andere Familie bemächtigte sich ihrer, um sie, sobald sie alt genug sei, als Frau zu verkaufen; da ihr das nicht gefiel, entschloß sie sich, davonzulaufen und zu Verwandten in der Nähe von Kuruman zu gehen. Mit diesem Vorsatz kam sie und wollte den ganzen Weg hinter meinem Wagen hergehen. Die Entschiedenheit des kleinen Geschöpfes gefiel mir, und ich gab ihr etwas zu essen. Wir hatten noch nicht lange da verweilt, als ich es heftig schluchzen hörte, als wollte ihm das Herz brechen. Als ich mich umsah, bemerkte ich die Ursache. Ein Mann mit einer Flinte war dem Mädchen nachgeschickt worden und eben angekommen. Ich wußte nicht recht, was zu tun sei, aber meine Verlegenheit währte nicht lange; denn Pomare, ein bekehrter Eingeborener, der uns begleitete, sprang auf und nahm sich des Mädchens an. Da er der Sohn eines Häuptlings war und einiges Ansehen hatte, so schlichtete er die Angelegenheit nach Wunsch. Das Mädchen war mit Perlenschnüren überladen, um es anziehender und preiswürdiger zu machen; diese nahm er ab, gab sie dem Manne und bat ihn, wegzugehen. Nachher traf ich Maßregeln, um es zu verbergen, und wenn auch fünfzig Mann gekommen wären, sie würden es nicht bekommen haben."

Um sich aber noch mehr den Verhältnissen anpassen zu können, ging Livingstone allein mit zwei schwarzen Christen auf die Reise, um sechs Monate lang mit ihnen zusammen zu leben, ihre Sprache zu sprechen und ihre Gewohnheiten anzunehmen. „Durch diese Feuerprobe", bezeugte er später darüber, „verschaffte ich mir eine so

genaue Kenntnis der Gewohnheiten, der Denk- und Anschauungsweise, der Gesetze und der Sprache dieses Volkes, daß mir daraus für meinen nachherigen Verkehr mit afrikanischen Volksstämmen ein ganz unberechneter Vorteil erwuchs." Einer der ersten Häuptlinge, die ihm dabei begegneten, dessen Name Bubi war, wurde sein Freund. Zu jener Zeit litt dessen Volk unter der großen Wassernot. Zwar gab es auch bei diesem Stamm einen Regenmacher, der zugleich der Medizinmann war, doch war es ihm bislang nicht geglückt, Regen herbeizuzaubern. Der Regenmacher sah in Livingstone als dem Arzt einen Kollegen. Kühn behauptete dieser, auch er könne Regen machen, wenn auch nicht durch Zauberei, so doch durch Ableitung des Flusses, der in einiger Entfernung vorbeiströmte. An diese Möglichkeit hatte noch niemand gedacht, und mit Begeisterung machte sich das ganze Volk an die Arbeit, Livingstone, der Häuptling und der Zauberdoktor an der Spitze. Eine einzige Schaufel ohne Stiel und viele spitze Stöcke waren ihre ganze Ausrüstung. Dennoch gruben sie damit einen langen Kanal. Als ein schwerer Stein ihnen als Hindernis begegnete, da ließen die eifrigen Kanalbauer ihren Kanal eine Schlangenlinie um diesen Fels machen, bis das Hindernis überwunden war. So kam das lebensnotwendige Wasser zu dem Volk, und der eingeborene Regenmacher war nun über seinen Konkurrenten gar nicht mehr böse, sondern lachte herzlich über die List des Fremden. So gelang es Livingstone, Freundschaft und Ansehen unter den Afrikanern zu erringen. „Ich mache meine Anwesenheit unter ihnen zu einer Gunst, und sobald sie sich unverschämt zeigen, drohe ich ihnen mit meiner Abreise und führe die Drohung aus, wenn sie sich nicht bessern. Bei einem kühnen, freien Auftreten finde ich nicht die geringste Schwierigkeit, selbst die wildesten zu bändigen . . . Wenn Sie noch das von vielen geglaubte Gerücht, daß ich ein großer Zauberer sei, berücksichtigen, so werden Sie es begreifen, mit welcher Leichtigkeit ich mich unter ihnen bewege. Die mich nicht lieben, fürchten mich, und so sehr bin ich in ihren Augen mit übernatürlichen Kräften ausgestattet, daß sie nicht anstehen, zu behaupten, ich vermöge selbst Tote zu er-

wecken. Die Leute eines von einem französischen Kollegen besuchten Dorfs glaubten es in allem Ernst. Ihr Glaube an meine Macht erklärt auch, denke ich, die Tatsache, daß ich, seit ich unter ihnen bin, weder im Hause noch im Wagen den geringsten Gegenstand vermißt habe, selbst dann nicht, wenn mein Zimmer, in dem meine Sachen überall zerstreut umherliegen, voll von Patienten war." Da der Häuptling Bubi für das Evangelium seines weißen Gastes großes Interesse zeigte, ließ Livingstone einen seiner beiden schwarzen Christen vor seiner Weiterreise zurück. Lieber wollte er auf einen seiner Diener verzichten und damit selber Trägerarbeit im dunklen Urwald leisten, als daß er nicht der Bitte gefolgt wäre, den Hunger dieses Häuptlings nach dem Worte Gottes zu stillen. Doch der Häuptling hatte nicht mehr lange zu leben. Bei dem Versuch seines Zauberers, mittels brennender Wurzeln das Geheimnis des Schießpulvers zu enträtseln, fand der Häuptling den Tod.

So reiste Livingstone weiter, durchzog zwölf Tage lang einen Teil der Kalahariwüste, bis er zum Häuptling Sekomi kam. Auch hier versuchte er den Menschen ein Arzt in christlicher Liebe zu sein, wo es die Not erforderte. Hier wurde er Zeuge, wie eine Frau in ihrem Garten von einem Löwen, die damals in ihrer großen Zahl eine ständige Gefahr und große Landplage bedeuteten, buchstäblich aufgefressen wurde. Noch am folgenden Tag fühlte Livingstone sich von dem herzzerreißenden Geschrei der verwaisten Kinder dieser Frau verfolgt, die nun ohne Mutter waren. Da dachte Livingstone daran, „daß viele in unseren Kirchen gewiß noch mehr für die Heiden täten, wenn auch sie Zeugen dieses Jammers gewesen wären".

Vor Livingstones Abreise stellte der Häuptling Sekomi dem großen Arzt noch eine eigentümliche Aufgabe. „Du mußt mein Herz verändern. Gib mir Medizin, es zu wandeln; denn es ist stolz, stolz und immer zornig." Da nahm Livingstone sein Neues Testament in die Hand „und war eben im Begriff, zu ihm von dem einzigen Wege zu sprechen, auf dem das Herz umgewandelt werden könne, als er mich mit den Worten unterbrach: Nein, ich will es mittels Medizin verwandelt haben;

denn es ist immer sehr stolz und sehr unruhig und beständig auf jemand böse. Dann stand er auf und entfernte sich."

Welch einen Einfluß Livingstone über diese schwarzen Menschen besaß, ersehen wir aus seinem Verhalten bei einem dritten Stamm auf dieser Reise. Dort waren kurz zuvor ein durchreisender europäischer Händler und seine drei eingeborenen Begleiter ermordet worden. Drei von ihnen wurden vergiftet, der vierte erdrosselt. Doch Livingstone setzte sich furchtlos zu diesen berüchtigten Menschen, um gemeinsam mit ihnen zu essen, und legte sich danach zur Ruhe, als wäre er nicht in der geringsten Gefahr.

„Ich empfand mehr als gewöhnliche Freude, zu diesen Mördern von dem kostbaren Blute zu reden, das von aller Sünde reinigt. Ich danke Gott, daß er mir Unwürdigem die Auszeichnung und Ehre verliehen, der erste Gnadenbote zu sein, der diese Gegenden betritt. Daß ich es bei dieser Gelegenheit wagen durfte, die Betschuanen in ihrer eigenen Sprache frei anzureden, statt meine Worte abzulesen, war mir noch von besonderem Werte." Allmählich überwand Livingstone nun auch das große Hindernis, das zwischen Menschen steht, die nicht die gleiche Sprache sprechen, und er wurde im Umgang mit den Schwarzen immer vertrauter und sicherer. Als sich jedoch einmal einige neue Begleiter zu seiner alten Mannschaft gesellten, die nicht wußten, daß Livingstone ihre Sprache verstand, wurde er Zeuge dieser kurzen Unterhaltung: „Er ist nicht stark, er ist ganz schmächtig und scheint nur stark, weil er sich in diese Säcke (Hosen) steckte; er wird bald ermüdet sein." Das reizte sein Hochlandblut und ließ ihn alle Müdigkeit verachten, bis sie eine bessere Ansicht über seine Marschfähigkeit bekamen.

Doch wie erstaunte Livingstone, als er auf seiner weiteren Reise plötzlich zu einem Stamm kam, der anstelle von Speer, Pfeil und Bogen mit Gewehren auf ihn zukam! Mit diesen Waffen zogen sie auch in den Krieg und auf die Jagd. „Diese erhalten sie von den Portugiesen und . . . ich bin geneigt, zu glauben, daß sie sie im Austausch für Sklaven erhalten." Damit aber ge-

wann Livingstone den ersten Eindruck von dem grausamen und jammervollen Sklavenhandel.

Endlich, im Juni 1842, kehrte Livingstone zu seinem Ausgangspunkt nach Kuruman zurück. Was hatte er nicht alles erlebt! Mehr als tausend Meilen war er im Ochsenkarren und zu Fuß gereist. Er hatte seine ersten Erfahrungen mit den Eingeborenen gesammelt und dabei in einer natürlichen Selbstverständlichkeit verstanden, die Schwarzen für sich zu gewinnen. Aber über allem stand sein Urteil: „Das Evangelium hat noch nichts von seiner wunderbaren Kraft verloren." Doch auch der Missionsarzt war nicht zu kurz gekommen. So konnte Livingstone schon vorher auf der Reise berichten: „Meine Praxis hier ist außerordentlich groß. Gegenwärtig habe ich Patienten in Behandlung, die mehr als 130 Meilen weit hergekommen sind, um mich zu konsultieren, und wenn diese heimgehen, werden andere zu demselben Zweck folgen. Dies ist das Land für einen Arzt, der nach einer ausgedehnten Praxis verlangt; aber an Honorar darf er nicht denken ... Viele sehr schlimme Fälle wurden vor mich gebracht, und manchmal sah ich auf der Reise meinen Wagen von Blinden, Hinkenden und Lahmen förmlich belagert. Welch ein gewaltiger Erfolg würde erzielt, wenn einer der siebzig Jünger hier wäre, um sie alle mit einem Wort zu heilen! ... Übrigens sind sie ausgezeichnete Patienten. Da gibt es kein Gejammer; jede Vorschrift wird sofort ausgeführt. Ihr einziger Fehler ist, daß sie bei einem langsamen Verlauf der Heilung bald ungeduldig werden. Aber bei einer Operation sitzen selbst die Weiber unbeweglich. Immer wieder hat mich ihre Ruhe in Erstaunen gesetzt. Schneide ich ein Geschwür heraus, das einen Zoll im Durchmesser hat, so sitzen sie da und reden, als spürten sie gar nichts."

Aber nicht nur der Missionar und Arzt war hier tätig gewesen, sondern auch der Forscher. So lesen wir als Nachschrift in diesem Bericht: „Ich habe für Professor Owen eine Anzahl ausgebrüteter Strauße im Überfluß gesammelt und warte nur auf eine Gelegenheit, die Kiste an das College abzuschicken. Für Sie versuchte ich einige der schönen Vögel des Innern aufzubewahren,

allein die Hitze war so überaus groß, daß sie in einigen Stunden verfaulten." Während Livingstone nun in Kuruman auf weitere Weisung seiner Missionsbehörde in London über seine besondere Tätigkeit wartete, machte er sich an Ort und Stelle in der Mission nützlich. „Trotz all unserer Schwächen gedeiht das Wort Gottes. Beständig werden Seelen gewonnen und oft solche, von denen man nie erwartet hätte, daß sie sich zum Herrn kehren würden." Doch er blieb nicht nur auf der Missionsstation, sondern ging wiederum auf Reisen, um in der Zwischenzeit so viel zu helfen, wie er es irgendwie konnte. So behandelte er dabei neben anderen Patienten auch das Kind eines Häuptlings, das daraufhin bald genas. Darüber wurde der dankbare Häuptling nachdenklich, und er stellte die schwerwiegende Frage, die Livingstone so schnell nicht wieder vergessen konnte: „Wenn es wahr ist, daß alle diejenigen für immer verloren sind, die ohne Vergebung sterben, warum ist dein Volk nicht früher zu uns gekommen, um es uns zu sagen? Meine Vorfahren sind alle dahin, und keiner von ihnen wußte etwas von dem, was du mir sagst. Wie kommt das?"

Das Reisen selbst in dem unwegsamen Land war für Livingstone nicht immer einfach. Wenn es ihm möglich war, benutzte er dazu einen Ochsenwagen, der auch die Instrumente, Medikamente und Verpflegung mitnehmen konnte. Oft blieb es ihm aber nicht erspart, die geplante Strecke zu Fuß zurückzulegen. Eine Zwischenlösung fand Livingstone darin, daß er sich einen Reitochsen erwarb: „Wie Sie begreifen werden, ist das ein unsanftes Reisen. Die Haut des Ochsen ist beweglich, so daß der Überrock, der als Sattel und Decke dienen muß, nicht festliegen will; dann die langen Hörner vorne, womit einem das Tier, wenn es ihm beliebt, einen Stoß in den Unterleib versetzen kann, zwingen uns, so schnurgerade wie Dragoner zu sitzen. Auf solche Weise reiste ich über 400 Meilen." Auf solchen Reisen hatte Livingstone allerlei Abenteuer zu bestehen, und sein Lohn für alle Opfer waren oft nur Undankbarkeit oder Schmerzen. Einmal verweigerte ein Stamm ihm jegliche Nahrungsmittel, da sie ihm vorwarfen, er habe einem Ein-

geborenen, der plötzlich Fieber bekommen hatte, Gift gegeben. Während er über diese Begebenheit noch in Gedanken versunken war, jedoch ohne alle Furcht und übermäßige Eile seine Weiterreise antrat, stürzte er plötzlich und geriet mit seiner Hand, in der er das Testament trug, in einen Felsspalt, so daß er sich einen doppelten Fingerbruch zuzog. Schon war dieser Bruch unter seiner eigenen Behandlung fast verheilt, da wurde sein Lager eines Nachts von einem Löwen heimgesucht. Ohne viel sehen zu können, feuerte Livingstone mit seinem Revolver auf den Löwen. Dabei brach er sich jedoch durch den Rückstoß der Waffe wiederum den gleichen Finger, dieses Mal noch ärger als das erste Mal. Als seine Begleiter sahen, daß die Hand sehr stark blutete, trösteten sie Livingstone in aller Schlichtheit: „Du hast dir selbst wehgetan, aber du hast uns errettet. Von nun an wollen wir bei deinem Namen schwören."

Inzwischen war wiederum ein Jahr vergangen, und als Livingstone im Juni 1843 nach Kuruman zurückkehrte, fand er einen Antwortbrief seiner Missionsgesellschaft vor, die ihm auf seinen Brief vom Juli 1842 hin gestattete, eine neue Missionsstation nach seinen eigenen Wünschen zu eröffnen. „Ich begrüße die Entscheidung der Direktoren mit dem Gefühl ununterdrückbarer Freude, daß wir vorwärts in das schwarze Innere gehen." Bevor Livingstone aber nun irgendwelche weiteren Unternehmungen durchführte, nahm er ein schweres Opfer auf sich. Freiwillig wollte er soweit wie möglich seine medizinische Tätigkeit einschränken, um sich mehr der Seelen dieser armen Menschen annehmen zu können. Er spürte, daß ihn als Arzt sonst die gleiche Manie befallen würde, die zu ununterbrochener Tätigkeit drängte, wie damals, als er Anatomie studierte und sich auf sein medizinisches Examen vorbereitete. „Ich fürchte, diese könnte so große Macht über mich erlangen, daß ich wohl ein sehr guter Arzt sein würde, aber als Missionar eine nutzlose Drohne wäre. Ich verspüre, daß diese Selbstverleugnung sehr viel erfordert, aber es ist das einzige wirkliche Opfer, das ich zu bringen habe, und ich werde versuchen, es mit Freuden zu bringen." Von nun an versuchte Livingstone von ganzem Herzen,

mehr Missionar als Arzt zu sein, auch wenn es ihm schwerfiel.

So beschloß er, etwa 220 Meilen entfernt von Kuruman eine eigene Missionsstation aufzubauen. Seinem Entschluß folgte ein weiterer Missionar, und gemeinsam mit drei weißen Großwildjägern machte sich diese ungleiche Gesellschaft, die aber dennoch wohl harmonierte, Anfang August 1843 auf den Weg nach Mabotsa. Livingstone erwarb das entsprechende Stück Land, das er ausgesucht hatte, von dem Häuptling, dem dieses Gebiet unterstand, für ein Gewehr, etwas Pulver, Blei und Kugeln und machte mit ihm einen Vertrag, daß dieses Land nun fest der Mission gehöre. Danach bauten sie eine große Hütte, und bald konnten die ersten Kranken hier operiert und behandelt werden. Die ersten nackten schwarzen Kinder zogen ein, um in dieser Hütte, die Hospital und Missionsschule zugleich war, die Anfangsgründe allen Wissens zu erlernen. Drei Dinge nahmen Livingstone während dieser Zeit besonders gefangen. Zum ersten stellte er Beobachtungen über das Fieber an, das er überall antraf, dessen Ursache er aber noch nicht kennen konnte, da seine wissenschaftliche Aufklärung erst Ende des 19. Jahrhunderts erfolgte. In diesem Fieber sah Livingstone das schwerwiegendste Hindernis für die Mission in Afrika. Es sollte gar nicht mehr lange dauern, bis er selber die liebsten Menschen in afrikanische Erde betten mußte, hingerafft von diesem heimtückischen Fieber. Zum anderen beschäftigte er sich mit der Tse-Tse-Fliege, von der er wußte, daß ihr Biß Ochsen und Pferde, ja selbst das Großwild tötete. Livingstone konnte noch nicht ahnen, daß der Biß dieser Fliegen durch die Trypanosomen (Geißeltierchen) gefährlich wurde, die in ihrem Speichel enthalten waren und Mensch und Tier krank werden ließen. Das dritte, was seine Phantasie gefangennahm, war „der See", den es zu entdecken galt. Doch der vielgeschäftige Alltag auf der Missionsstation ließ Livingstone zunächst nicht viel Zeit, über diese Dinge weiter nachzugrübeln.

Der für die Missionsstation gewählte Ort hatte einen großen Nachteil. Es gab zu viele Löwen in seiner Umgebung, die Vieh und Menschen bei Tag und Nacht ge-

fährlich wurden. Um seine eigenen Leute aber zu ermutigen, erbot Livingstone sich, mit ihnen Jagd auf ein Löwenrudel zu machen, das am hellen Tag auf dem Hügel gegenüber der Missionsstation neun Schafe zerrissen hatte. So zog der Missionar mit seinen Leuten auf Löwenjagd. Bald entdeckten sie die Löwen auf einem kleinen Hügel, den sie mit bewaffneten Männern umstellten, die ihren Kreis immer enger zogen und sich langsam den Löwen näherten. Einer der eingeborenen Gehilfen Livingstones, der zugleich auch Schulmeister bei ihm war, ein treuer und mutiger Mann, schoß auf einen der Löwen, verletzte ihn aber nur, so daß er den Kreis der bewaffneten Männer durchbrechen konnte und entkam. Eigentlich hätten ihn die Neger dabei mit ihren Speeren erlegen können, wie es ihre Gewohnheit war, doch unterließen sie es diesmal. So wollte Livingstone ihnen ein Beispiel geben, daß man Löwen unerschrocken gegenübertreten müsse, und schoß auf einen zweiten, der dreißig Schritte von ihm entfernt unter einem Felsblock saß. Wohl hatte er getroffen, doch als er eine neue Kugel mit dem Ladestock in den Lauf schob, stürzte sich der verwundete Löwe auf ihn, packte ihn unter lautem Brüllen an der Schulter und schüttelte ihn, „wie ein Dachshund eine gefangene Ratte zu schütteln pflegt". Durch dieses Schütteln verlor Livingstone halbwegs das Bewußtsein, war aber wach genug, um zu sehen, was weiter mit ihm geschah. Als er sich unter dem Löwen ein wenig drehte, um sich von dem gewaltigen Gewicht der Tatze frei zu machen, die auf seinem Hinterkopf ruhte, sah er in die blitzenden Augen des Löwen. Doch zunächst wurde dieser durch den eingeborenen Schulmeister Livingstones, der sich furchtlos an ihn heranmachte, von seinem Opfer abgelenkt. Mutig stellte dieser sich vor den Löwen und feuerte beide Flintenläufe auf ihn ab. Unglücklicherweise versagte aber die Flinte, und der Löwe stürzte sich nun auf den Schwarzen und biß ihn ins Bein. Jetzt ging ein anderer Mann, dem Livingstone früher einmal das Leben gerettet hatte, als ein wütender Büffel ihn auf die Hörner nahm, mit seinem Speer auf den Löwen los. Auch er wurde von ihm an der Schulter gepackt. Doch inzwischen hatten die Schüsse aus Living-

stones Gewehr ihre Wirkung getan, und plötzlich brach der Löwe tot zusammen. Nun erst sah man, um welch ein gewaltiges Tier es sich handelte. Einstimmig bezeugten die Schwarzen, einen so großen Löwen noch nie gesehen zu haben. Über seinem Leichnam zündeten sie ein mächtiges Freudenfeuer an und umtanzten den getöteten Räuber bis tief in die Nacht.

Für Livingstone blieb diese Begegnung nicht ganz ohne Folgen. Sein linker Arm war gebrochen, und elf Wunden an diesem Arm zeugten von dem starken Gebiß des Löwen. Hier mußte der Arzt sich selber helfen. Zwar kam es zu keiner Vergiftung, wie sie nach Bißverletzungen von Raubtieren leicht eintritt, doch bildete sich an der Bruchstelle eine Pseudarthrose, ein sogenanntes falsches Gelenk aus, so daß Livingstone zeit seines Lebens in diesem Arm eine Schwäche, ja fast eine Lähmung zurückbehielt. Er konnte ihn fortan nur unter Schmerzen gebrauchen. Als im Jahre 1874 nach vielen großen Mühen der Leichnam Livingstones nach England geschafft worden war und gelehrte Männer mit der Untersuchung beauftragt worden waren, ob es sich wirklich um Livingstone handelte, oder ob ihn die eingeborenen Schwarzen vertauscht hätten, wurde der große Afrikaforscher an diesem falschen Gelenk wiedererkannt.

Livingstone ist später sehr viel nach dieser Begegnung mit dem Löwen gefragt worden. Sein eigenes Urteil schrieb er darüber an seinen Vater: „Ich muß den Herrn preisen, der mich aus solch großer Gefahr errettet hat. Ich hoffe, nie seine Gnade zu vergessen . . . Dankbarkeit ist das einzige Gefühl, das wir in der Erinnerung an dieses Ereignis haben sollten. Erwähnt gegen niemand etwas davon! Ich bin nicht gern in aller Leute Mund." So nahm Livingstone mit der ihm angeborenen Bescheidenheit diesem Bericht alle Sensation. Als er bei seiner späteren Rückkehr nach England immer wieder gefragt wurde, was er denn gedacht habe, als der Löwe über ihm stand, da antwortete er ganz schlicht und einfach: „Ich überlegte mir, welchen Teil von mir der Löwe wohl zuerst fressen würde."

Etwas später, im Sommer 1844, erfolgte Livingstones

Verlobung mit Maria Moffat, der Tochter jenes erfahrenen Afrikamissionars, der in London seinen Blick zum ersten Mal von China auf das notleidende Afrika gelenkt hatte. Wohl hatte Livingstone der Missionsbehörde in jenem ersten Fragebogen mitgeteilt, er hielte es für das richtigste, daß ein Missionar ledig bleiben und allein in die Mission hinausgehen sollte, um sich ohne Rücksicht auf die eigene Familie einsetzen zu können. Nun aber hatte er verspürt, daß Gottes Schöpfungsordnung und Stiftung der Ehe auch für die Missionare gelte, und daß er durch seine Ehe noch mehr Menschen für den christlichen Glauben gewinnen könnte. So bereitete er alles für die Hochzeit und das gemeinsame Leben im Busch vor. Auch an ein neues Haus auf seiner eigenen Station dachte Livingstone und machte sich selber an den Bau heran. Dabei schrieb er seiner Braut einmal: „Du mußt das schmutzige Papier entschuldigen. Meine Hände wollen sich nicht sauberwaschen lassen, nachdem ich den ganzen Tag im Mörtel herumgeschmiert habe." Nachdem das Haus fertiggestellt worden war, wurde am 2. Januar 1845 Hochzeit gehalten. Danach holte Livingstone die Missionarstochter zu sich, um gemeinsam mit ihr die Missionsarbeit fortzusetzen. Sofort nach ihrer Ankunft übernahm die junge Frau die Leitung des Haushalts und den Unterricht in der Kleinkinderschule. Die Liebe zwischen beiden Ehegatten inmitten der Wildnis bei aller Arbeit und besonderen Anforderungen fand ihren Grund in der Liebe zu Gott, die die Liebe zum Nächsten schenkt.

Aber schon wieder drängte Livingstone zum Aufbruch. Zwar besaß er nun seine eigene Missionsstation, aber er wollte noch eine zweite in Schokuane gründen, wo der Häuptling Setschele seinen Bereich hatte und mit Freuden auf das Wort Gottes wartete. Mit Dankbarkeit stellte Livingstone fest, daß seine Arbeit bei diesem Häuptling nicht vergeblich war. Leider war jedoch der Häuptling zunächst der einzige, der sich für den christlichen Glauben interessierte. Als aber dieser in bester Absicht einen Ausrufer bestellte, der unter Androhung von Schlägen die Leute in den Gottesdienst trieb, wollte Livingstone von einer solchen gewaltsamen Bekehrungs-

methode nichts wissen. Auch das Angebot des Häuptlings, alle seine Angehörigen mit der Nilpferdpeitsche zum christlichen Glauben zu zwingen, fand bei Livingstone kein Gehör. Doch der Häuptling blieb seinem Entschluß, Christ zu werden, treu. Nachdem er von Livingstone einen dreijährigen Unterricht im christlichen Glauben erhalten hatte, konnte er getauft werden. Sogleich war er dazu bereit, wie der Missionar es forderte, alle seine Frauen bis auf eine zu entlassen, nachdem er sie zuvor reich beschenkt hatte. Auch in diesem Stück wollte er ganz Christ sein. Doch die Angehörigen der heimgeschickten Frauen wurden über diese Schmach, die ihnen der Häuptling angetan hatte, nicht nur auf diesen zornig, sondern auch auf Livingstone und sein Werk, so daß ihm keine geringe Feindschaft entstand.

Livingstone hatte nicht das Temperament, lange an einem Ort zu verweilen. Mit Frau und Kind — es war ihnen inzwischen ein Sohn Robert geschenkt worden — machte er sich abermals auf den Weg, um ein neues Betätigungsfeld zu suchen. Auf der Reise mußten sie einen reißenden Strom überqueren, gerade in jener Zeit, als der kleine Robert sehr krank war. Im neuen Missionsgebiet angekommen, machte sich Livingstone wiederum daran, die meisten praktischen Dinge selber zu verrichten. Dabei passierte es ihm, daß er beim Hausbau auf eine Schlange trat, die ihn gebissen hätte, wenn er nicht instinktiv auf ihren Kopf gesprungen wäre. Infolge seiner vielseitigen Beschäftigung fand er wenig Zeit, bei seiner Familie zu sein. Meistens befand er sich auf Reisen. Das ersehen wir auch aus einem Brief während dieser Zeit: „Wir haben unsere Maisernte in diesem Jahr verloren. Bauen und Reisen hinderten uns daran, ihr die notwendige Aufmerksamkeit zu schenken, und die Büffel fraßen sie für uns." Inzwischen war ein zweiter Erdenbürger angekommen: eine kleine Agnes. Im April 1849 wurde der kleine Thomas geboren, und die junge Missionarsfrau mußte ihre Kraft nun zwischen der Missionsarbeit und ihren mütterlichen Aufgaben teilen. Obwohl sich Livingstones Familie nun noch vergrößert hatte, lockte ihn dennoch die verheißungsvolle

Aufgabe, noch mehr in das unbekannte Afrika einzudringen, um der Mission neuen Raum zu schaffen. Ihn erschütterte immer wieder, daß in der sicheren Kolonie dreimal soviel Missionare waren als in den anderen Gebieten. Am wohlsten war ihm immer, wenn er sich wieder einmal auf Reisen befand. „Auf der Reise kann ich lesen, zu Hause aber wenig. Bauen, gärtnern, Schuhe flicken, kurieren, Kessel flicken, zimmern, Flinten ausbessern, Hufeisen aufschlagen, Wagen ausbessern, predigen, Schule halten, nach besten Kräften Vorlesungen über Physik halten und überdies ein Lehrstuhl der Theologie für eine Klasse von dreien nimmt meine ganze Zeit in Anspruch." Darum verstand er seine Mitbrüder von der Mission mit ihrem falschen Hang zur Sicherheit nicht mehr und schrieb im November 1848 darüber: „Ein schreiendes Unrecht, daß Missionare ihren Platz für sechs, neun oder zwölf Monate hintereinander verlassen. Solltest Du mich, bevor acht Jahre herum sind, in der Kolonie antreffen, so magst Du mich erschießen . . ." So fühlte sich Livingstone immer und immer wieder gedrungen, Pionier der Mission zu sein. Aber er kannte auch ganz klar die Hindernisse. „Eine kleine Tse-Tse-Fliege setzt allen Fahrten mit Wagen und Pferden nach dem Norden zu ein Halt entgegen." Livingstone schließt seinen Brief mit der großen Frage, die ihn fortan ganz gefangennehmen sollte:

„Wer wird Afrika durchdringen?"

Der Vorstoß in das dunkelste Afrika

Es blieb Livingstone nicht erspart, daß von Zeit zu Zeit zwischen ihm und seiner vorgesetzten Missionsbehörde in London oder seinen Mitbrüdern auf den Missionsstationen Meinungsverschiedenheiten über die Arbeitsmethoden herrschten. Während die meisten Missionare danach strebten, intensiv auf einer Station, möglichst im Schutze der Kolonialmacht, zu arbeiten, und die Inspektoren der Missionsgesellschaft bemüht waren, den Einsatz in Afrika eher zu verringern als zu vergrößern, hatte Livingstone ganz neue und umwäl-

zende Vorstellungen davon, wie die Arbeit vorangetrieben werden müßte. Seine Anschauungen faßte er in drei Hauptgedanken zusammen. Die Mission sollte erstlich nicht ein kleines Gebiet dicht mit Missionaren besetzen, sondern ein möglichst großes, weites Feld sollte überall mit Stationen versehen werden. Zweitens: nicht Europäer, sondern Afrikaner müßten Afrika für das Evangelium gewinnen. Pflicht der Missionare sei es, sie zu Evangelisten auszubilden und einzusetzen. Und drittens: der Missionar solle nicht nur an einem Orte bleiben, sondern versuchen, von Zeit zu Zeit neuen Boden für die Mission zu gewinnen. Diese letzte Forderung entsprach Livingstones persönlicher Eigenart; doch war es unmöglich, von allen Missionaren und deren Familien die gleiche Leistung und Strapazen zu verlangen, die er freiwillig immer wieder auf sich nahm. Vielleicht wäre schon seine eigene Frau anderer Meinung gewesen, wenn sie ehrlichen Herzens hätte Antwort geben sollen. Dennoch war sie immer wieder bereit, alle Mühsal auf sich zu nehmen und mit ihren kleinen Kindern dem geliebten Mann ins Ungewisse zu folgen. Da Livingstone auch alle seine finanziellen Mittel, soweit es ihm irgend möglich war, der Arbeit für die Mission zur Verfügung stellte, dabei selbst einige eingeborene Evangelisten auf eigene Kosten anstellte und versorgte, lebten er und seine Familie in einfachsten Verhältnissen. Dabei war es wiederum dem Geschick seiner Gattin zu verdanken, daß die Familie immer noch mit dem Notwendigsten versorgt wurde. Auch aus England kam wenig Hilfe; denn „die meisten unserer Kisten, die von England kommen, sind geöffnet und gewöhnlich eines Teils ihres Inhalts beraubt", schrieb Livingstone im Februar 1849 in einem Brief. Doch er war bei all diesem Ungemach keineswegs mutlos, sondern schrieb zur gleichen Zeit: „Ich habe eine neue Grammatik der Setschuana-Sprache ausgebrütet. Sie ist in ihrem Aufbau von jeder anderen Grammatik völlig verschieden außer dem Altägyptischen." Allerdings war er so arm, daß er seinen Freund in London bitten mußte, ob er ihm nicht die Druckkosten für diese Grammatik sicherstellen könne, wobei er schon zufrieden wäre, wenn er nur einige wenige

Exemplare erhielte. Weiter bat er ihn, ob er für ihn nicht auch die Antiquariatskataloge durchsuchen wolle, um ein Wörterbuch des Altägyptischen zu finden, das wohl zwei bis drei Pfund kosten werde. Dieser Grammatik der Setschuannen-Sprache, so plante Livingstone, solle sich dann eine Übersetzung der Evangelien und der ganzen Heiligen Schrift anschließen.

Aber alle andere Tätigkeit wurde zweitrangig, wenn er auf Reisen gehen durfte, um neue Pfade für die nachfolgenden Missionare zu finden und zu bahnen. „Ich fühle mich kräftig zum Norden gezogen", schrieb er, und wir sind nicht ganz sicher, inwieweit hier der Missionar spricht oder der Forscher, obwohl beide Naturen in Livingstone vortrefflich vereinigt waren. Da ihm ein Häuptling aus den nördlich gelegenen Gebieten einen Boten geschickt hatte mit der Bitte, ihn sobald wie möglich zu besuchen, machte sich Livingstone am 1. Juni 1849 erneut auf die Reise, dieses Mal ohne seine Familie, aber von zwei Weißen und einigen Eingeborenen begleitet. Sie mußten einen großen Teil der schrecklichen Kalahariwüste durchqueren. Dabei geschah es, daß die Ochsen 96 Stunden lang ohne Wasser blieben, bis sie das nächste Wasserloch fanden. Auf der Hälfte des Weges starb der eine der Weißen und mußte in afrikanischen Boden gebettet werden. Endlich verließ man die tote Wüste und kam zu Livingstones großem Erstaunen an einen Fluß, der von hohen Bäumen umsäumt war. In einem ausgehöhlten Baumstamm fuhr Livingstone diesen Fluß hinauf, und nun genoß er in aller Stille die Freuden dieser sonst so mühevollen Reise. Was er hier an Tieren beobachten durfte, die an den Fluß kamen, um zu trinken, haben wenige vor und nach ihm jemals erlebt. Seine Berichte schildern begeistert, wie die Löwen und Elefanten, Antilopen und Flußpferde, denen er hier in freier Wildbahn begegnete, neugierig auf sein Fahrzeug schauten. Bei aller dieser Forscherfreude war das Unternehmen aber dennoch nicht ungefährlich; denn der Fluß Zouga wimmelte von Alligatoren. „Es ist ein herrlicher Fluß. So etwas Großartiges hast Du noch nicht gesehen. Die Ufer sind außerordentlich schön, mit mächtigen Bäumen bedeckt." Aber auch der Pionier hatte

hier sofort seine Gedanken. „Was hältst Du von einer schiffbaren Straße in einen großen Teil des Inneren hinein?“ Doch alle Strapazen seiner bisherigen Reise vergaß Livingstone in dem Augenblick, als sie am 1. August 1849 plötzlich jenen See erblickten, aus dem der Fluß und dessen Nebenflüsse ihren Ursprung nahmen: der Ngami-See. „Zum ersten Mal ruhte das Auge eines Europäers auf dem herrlichen, weiten Wasserspiegel.“

Durch diese Entdeckung wurde Livingstone schlagartig ein berühmter Mann. Noch im gleichen Jahr schickte ihm die Königlich-Geographische Gesellschaft 25 Guinees für seine erfolgreiche Reise durch die südafrikanische Wüste: „für die Entdeckung eines interessanten Landes, eines stattlichen Flusses und eines ausgedehnten Binnensees“. Schon früher war ein Preis für die Entdeckung dieses sagenumwobenen Sees ausgesetzt worden, doch bisher hatten auch die bestausgerüsteten Expeditionen immer wieder umkehren müssen, von den verschiedensten Hindernissen gezwungen. Noch ein Jahr zuvor hatte eine Gruppe von Ingenieuren, in der Hoffnung, Elfenbein zu gewinnen, mit etwa dreißig Wagen wiederholt versucht, diese Wüste zu durchqueren, aber es war ihnen aus Mangel an Wasser nicht gelungen. Livingstone, der Missionar, wagte und schaffte es fast wider seinen Willen, und mit ihm ein Weißer namens Oswell, der später sein guter Freund wurde. Doch Livingstone blieb auch bei dieser großen Entdeckung bescheiden. „Der See gehört dem Unternehmungsgeist der Mission.“

Kaum zurückgekehrt, machte er sich im April 1850 abermals auf die Reise, um jenen Häuptling zu besuchen, der ihn wiederholt durch Boten darum gebeten hatte. Diesmal aber reiste er mit seiner ganzen Familie. Auch die drohenden Gefahren durch wilde Tiere, Moskitos, Fieber und Wassermangel hielten ihn nicht davor zurück, alle Strapazen mit seinen Lieben zu teilen. Er nahm diesmal einen Ochsenwagen mit. Leider waren sie gezwungen, eine andere Reiseroute einzuschlagen, da ein ihnen feindlich gesonnener Häuptling alle Wasserlöcher hatte verschütten lassen. Furchtlos zog Livingstone mit seiner Familie zu diesem Häuptling und ver-

stand es, in Kürze dessen Freundschaft zu erringen. „Er hat zwar einen schlechten Namen, aber er ist gar nicht so schwarz, wie er gefärbt ist." Da dieser Häuptling gerade an einem Abszess in der Magengrube litt, „war er froh, uns zu sehen".

Unter Schwierigkeiten gelangten sie endlich an den Fluß Zouga, den Livingstone zuvor entdeckt hatte. Der Weg war nicht leicht; denn es mußten zuerst Bäume gefällt werden, um dem Wagen einen Durchgang zu bahnen. Als sie davon hörten, daß das Gebiet in der Nähe von Tse-Tse-Fliegen verseucht war, mußten sie wiederum den Fluß überqueren und einen anderen Weg wählen. Als sie nach vieler Mühsal endlich in die Nähe des Ngami-Sees gekommen waren, hörten sie von einigen englischen Jägern und Händlern, die malariakrank darniederlägen, und mit großer Eile machte sich Livingstone samt seiner ganzen Karawane auf den Weg zu diesen Kranken, um ihre Not zu lindern. Fast sechzig Meilen mußten sie bewältigen, die außerhalb ihrer eigenen Richtung lagen, um dorthin zu gelangen. Es war ein großes Opfer, um diesen Menschen ärztliche Hilfe zu bringen; doch Livingstone wollte nichts unversucht lassen, sie zu retten. Der Erfolg war, daß unter seiner Behandlung alle wieder gesund wurden. Einer war jedoch schon vor Livingstones Ankunft gestorben. Es war dies ein Maler, der von der Entdekkung des Sees gehört hatte und gekommen war, ihn zu malen und das Bild der Geographischen Gesellschaft nach England zu bringen. Auf dem Rückweg zum Fluß begegnete Livingstone abermals das ganze afrikanische Elend der damaligen Zeit. „Etwas weiter kamen wir zu einem alten Mann, ganz nackend und hoffnungslos krank. Er erzählte uns, daß er vor einigen Tagen von seinen Töchtern ausgesetzt worden sei, und daß er sehr unter Durst litte. Obwohl er unter großen Bäumen lag, die am Flußufer standen, konnte er sich nicht bis zum Wasser bewegen." Soweit Livingstone konnte, gewährte er auch diesem armen alten kranken Mann die notwendige Hilfe.

Endlich gelangten sie an den See. Wissenschaftlich exakt stellte Livingstone fest, daß er seit dem letzten

Jahr um drei Fuß gefallen war. Daneben steht die köstliche Bemerkung: „Die Kinder plantschten darin herum, wie es kleine Entlein tun." Livingstone wurde freudig davon überrascht, daß die Anwesenheit seiner Frau und seiner Kinder den Eingeborenen ihre Furcht ihm gegenüber nahm. Um das ganze Vertrauen dieses Volkes zu erringen, schenkte er dem Häuptling sein eigenes Gewehr, „das ich als Geschenk von Leutnant Arkwright erhielt, nachdem ich ihm seinen Halswirbel eingerenkt hatte, und ebenso für die gebrochene Hüfte eines seiner Diener. Es muß ihm 25 Pfund gekostet haben." Dieses Gewehr hatte dem Häuptling besonders gefallen. Dafür wollte er Livingstone und seine Familie mit Lebensmitteln versorgen und ihnen allen Schutz angedeihen lassen. Es war dies ein seltsamer Austausch von Geschenken. Dennoch gab Livingstone dem Häuptling sofort das Gewehr; „denn es ist von großer Wichtigkeit, das Vertrauen dieser Urmenschen von Anfang an zu gewinnen". Wie wichtig erschien ihm dieses gegenseitige Vertrauen; denn er hatte sich vorgenommen, nach der ohnehin so gefahrvollen Reise seine Familie im Schutz dieses Häuptlings am erfrischenden See zurückzulassen, um zunächst allein erneut auf die Reise zu gehen und neue Wege zu suchen. Fast war es ihm eine Selbstverständlichkeit, daß überall, wohin er nun ging, nie zuvor ein Weißer gewesen war. Leider erkrankten vor der geplanten Weiterreise die beiden älteren Kinder und ein Teil seiner Begleitung an Malaria, so daß man sich schweren Herzens entschloß, gemeinsam zurückzukehren. Darüber schrieb Livingstone an die Missionsgesellschaft: „Das, was im Seegebiet mehr Furcht verbreitet als irgend etwas anderes, sind die Moskitos. Sie sind schrecklich." Und er fährt fort: „Ich konnte keinen Quadratzentimeter am Körper der Kinder finden, der nicht zerbissen gewesen wäre, nachdem sie ihnen nur eine Nacht ausgesetzt gewesen waren."

Die eilige Rückkehr Livingstones und seiner Familie hatte auch noch einen anderen zwingenden Grund; denn nur wenig später, im August des gleichen Jahres, schenkte seine noch fieberkranke Frau ihrem vierten Kinde, einem Mädchen, das Leben. Doch kurz nach der

Geburt starb dieses Kind und wurde in afrikanische Erde gebettet. „Es war der erste Tod in unserer Familie", schrieb Livingstone in sein Tagebuch, „und nun haben wir einen aus unserer Zahl im Himmel." Nach der Geburt war Frau Livingstone für einige Zeit teilweise gelähmt, so daß sie vorschlug, ihr Mann möchte für ein Jahr allein weiterreisen; doch später änderte sie ihren Entschluß und bestand darauf, ihn auch weiterhin begleiten zu dürfen. Wie aber hätte sie auch allein mit den Kindern zurückbleiben sollen; denn es konnte ja geschehen, daß sie von den Buren überfallen wurden, die ihrem Mann als Engländer feindlich gesonnen waren!

Noch immer aber war man nicht zu jenem Häuptling gelangt, dem Livingstone durch Boten versprochen hatte, sobald wie möglich zu ihm zu kommen. Vorsorglich schickte dieser Häuptling noch einmal Boten, die zum Aufbruch drängten, und diesmal sandte er den drei Häuptlingen, durch deren Gebiet Livingstone ziehen mußte, je dreizehn Kühe mit der Bitte, dem Missionar auf der Weiterreise soweit wie möglich behilflich zu sein, damit er endlich wohlbehalten bei ihm ankäme.

Im gleichen Monat, da Livingstones Frau noch krank darniederlag und sein jüngstes Töchterchen gestorben war, schrieb er an die Missionsgesellschaft: „Wir müssen einen Weg an das Meer finden, entweder nach der Ost- oder nach der Westküste. Ich habe mich bisher gescheut, diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen, mit dem sich meine vielleicht zu lebhafte Phantasie beschäftigt." Damit aber wurde zum ersten Male ausgesprochen, was bisher niemand zu denken gewagt hatte: eine Verbindung des Innersten Afrikas mit dem Meer herzustellen. Das waren kühne Gedanken, wie sie nur eine ausgesprochen geniale Persönlichkeit fassen konnte; doch Livingstone war auch bereit, sie zur Tat werden zu lassen. Wie es aber bei alldem wirklich in seinem Herzen aussah, zeigt uns ein Brief aus dieser Zeit an seine Eltern: „Wir haben ein schwieriges Feld hier zu bestellen. Alles, was ich sagen kann, ist, daß ich glaube, die Erkenntnis vermehre sich. Wenn ich nicht den Glauben hätte, daß der Heilige Geist wirkt und für uns wirken wird, ich würde verzweifelnd mein Wirken aufgeben. Gedenkt unser

in Euren Gebeten, damit wir im Gutestun nicht müde werden! Es ist hart, jahrelang mit reinen Absichten zu arbeiten und doch die ganze Zeit hindurch von den meisten, denen wir unser Leben widmen, angesehen zu werden, als hätten wir einen bösen Zweck im Auge. Aber er, der für uns starb, und dem wir nachahmen sollen, hat mehr für uns getan, als wir für irgend jemand tun können. Er duldete den Widerspruch der Sünder. Möchte uns die Gnade verliehen werden, in seinen Fußtapfen zu wandeln!"

Endlich, im April 1851, unternahm Livingstone zum dritten Male den Versuch, zu dem Häuptling Sebituane zu gelangen. Wiederum begleitete ihn seine ganze Familie und jener Großwildjäger Oswell, ein alter Bekannter der Familie, der einzige Weiße, der neben Livingstone die Entdeckung des Ngami-Sees lebend überstanden hatte. Wir machen uns heute keine rechte Vorstellung mehr von den Gefahren, die damals einer solchen Reise entgegenstanden. Schon auf einer früheren Reise war der Ochsenwagen von einer wütenden Nashornkuh angefallen worden, die ihr Junges bei sich hatte, und die versuchte, den Wagen umzuwerfen. Diesmal wurde Oswell, der vorausritt, von einer Löwin angegriffen. Diese Reise wurde vor allem auch dadurch zu einer besonderen Strapaze, daß der Führer in der wasserlosen Wüste den Weg verlor und man vier Tage lang ohne Wasser war. „Der Wasservorrat in dem Wagen war von einem unserer Diener versehentlich verschüttet worden, und gegen vier Uhr nachmittags war nur eine kleine Portion für die Kinder übrig. Das war eine bittere, angstvolle Nacht ... Der Gedanke, daß sie vor unseren Augen verschmachten könnten, war fürchterlich." Doch am fünften Tag fanden sie endlich wieder Wasser. „Niemand", schreibt Livingstone in seinem Tagebuch, „kennt den Wert des Wassers, bis er seiner beraubt ist." Und er fährt fort: „Ich habe Wasser getrunken, und das nicht in mäßigen Zügen, das von Insekten wimmelte, dick von Schmutz und von sonstigen Beimischungen verdorben war, und doch fühlte ich nie irgendwelche Nachteile davon."

Endlich gelangte man an das Reiseziel, wo Living-

stone mit großen Ehren empfangen wurde. Nun konnte er auch vergessen, daß auf der Reise etwa 43 Ochsen von der Tse-Tse-Fliege befallen worden waren und hinterher starben. Doch kam Livingstone nun fast zu spät. Der große Häuptling Sebituane, mit 45 Jahren noch verhältnismäßig jung, wurde krank und mußte in der nächsten Zeit sterben. Wohl hörte er in Livingstones Predigt zum ersten Male das Evangelium, doch vierzehn Tage danach war er tot. Das letzte Wort in seinem Leben galt Livingstones kleinem Sohn: „Bringt ihn zu Maunku (einer seiner Frauen) und sagt ihr, daß sie ihm Milch gibt!" Am liebsten hätte Livingstone den kranken Häuptling behandelt; doch er wußte, daß dieser dem Tode geweiht war, und daß ihm bei einer Behandlung seinerseits die Medizinmänner später die Schuld an seinem Tode geben würden. Gar zu gern hätte er auch dem kranken Häuptling noch mehr vom Tode und vom ewigen Leben gesagt; doch mußte er sich abermals in acht nehmen, daß es da nicht geheißen hätte, der fremde Weiße wünsche den Tod des schwarzen Häuptlings. Obwohl Livingstone den Häuptling kaum einen Monat gekannt hatte, trauerte er sehr um ihn und machte sich später viele Vorwürfe darüber, daß er seinem schwarzen Bruder nicht noch mehr vom Herrn Jesus Christus gesagt hatte. „Armer Sebituane, mein Herz blutet um dich, und was würde ich jetzt nicht für dich tun? Weinen will ich um dich bis zum Tag meines Todes . . . Aber ich weiß, daß du dort, wohin du gegangen bist, keine Ungerechtigkeit erfahren wirst."

Wie hatte Livingstone auch darauf gehofft, daß ihm dieser große Häuptling einen geeigneten Platz für eine neue Missionsstation zur Verfügung stellen würde! Doch sein Nachfolger, seine Tochter Ma-mochisane, die in einem entfernten Gebiet lebte und regierte, stellte Livingstone jeden beliebigen Platz in Aussicht. Wie zufällig entdeckte er hier bei seinen weiteren Erkundigungszügen einen großen, tiefen Fluß, etwa 600 Meter breit, den Sambesi. Diese Entdeckung Livingstones gilt als eine der größten geographischen Leistungen, die seinen Namen weithin bekannt werden ließen. Noch konnte er nicht ahnen, daß er flußaufwärts eines Tages hier die

mächtigen Wasserfälle entdecken würde, die er dann seiner Königin Victoria zu Ehren benannte.

In dieser Zeit erfuhr Livingstone auch noch mehr über den Sklavenhandel, z. B. daß zwischen den Stämmen eigens Kriege geführt wurden, um anschließend die Gefangenen als Sklaven zu verkaufen. Oder man verkaufte vierzehnjährige Jungen als Sklaven gegen Gewehre, für jedes Gewehr einen Jungen. So mußte er einmal feststellen, daß bei einem Stamm zweihundert Jungen, die man bei Überfällen gefangengenommen hatte, auf diese Weise verkauft worden waren. In einem anderen Fall wurden dreißig Gefangene gegen drei Gewehre ausgetauscht. Ja, selbst der sterbende Sebituane hatte Livingstone bekannt, daß er Knaben gegen Gewehre verkauft hätte, da er diese dringend zu seinem eigenen Schutz brauchte. Wohl hätte er den Händlern statt dessen Vieh und Elfenbein geboten, doch sie wollten nur die Knaben, um sie als Sklaven weiterzuverkaufen. „Ich habe in Afrika bisher sonst keinen Fall gekannt, wo die Eltern ihre eigenen Nachkommen verkaufen", schrieb Livingstone erschüttert in sein Tagebuch.

Obwohl Livingstone wußte, daß die Häuptlingstochter ihr Wort wahr machen und ihm großzügig ein Gebiet für die Missionsstation überlassen würde, beschloß er, am 13. August 1851 die Rückreise anzutreten. Nur zwei Tage später, am 15. August, finden wir in seinem Tagebuch die lapidare Aufzeichnung: „Ein Sohn, William Oswell Livingstone, an dem Ort geboren, den wir immer Bellevue nennen." Mit dieser Namensgebung ehrte Livingstone seinen Freund und Reisebegleiter Oswell, der manche Not mit ihm gemeinsam getragen hatte. Aber niemand vermag zu ermessen, wieviel Not und Schmerzen, Krankheit und Verzweiflung seine eigene Frau auf dieser Reise auszuhalten hatte. Drei Tage später heißt es in seinem Tagebuch weiter: „Thomas vom Fieber befallen. Deswegen einige Meilen weiter zu einem höhergelegenen Gebiet gezogen. Thomas wurde etwa innerhalb von vierzehn Tagen dreimal vom Fieber ergriffen." Wenn wir diese Berichte lesen, haben wir manchesmal den Eindruck, als hätte Livingstone seiner Frau und seinen Kindern zuviel zugemutet. Doch er wußte um

seine Berufung, und er handelte in der Verantwortung vor dem Allerhöchsten. Daß er hierin eine ganz klare Vorstellung hatte, zeigt uns sein Brief an die Schwester in der Heimat, der vor dieser Reise geschrieben worden war: „Es ist wohl ein großes Wagnis, das Fieber kann uns leicht alle hinwegraffen. Ich denke mit Angst an die Möglichkeit des Todes der Kleinen. Aber wenn wir nicht gehen, wer geht dann? Niemand! Für Christum wage ich alles. Schade, daß ich so wenig zu geben habe! Er wird uns aber annehmen, er ist ein so guter Herr. Keiner ist ihm gleich. Er hat Erbarmen mit uns. Möge er uns vergeben, uns reinigen und segnen!" Seinem Vater, dem er sich so sehr verbunden fühlte, schrieb er dieses Grußwort, das die Zeiten überdauern wird: „Ich bin ein Missionar mit Leib und Seele. Gott hatte einen einzigen Sohn, und der wurde Missionar und Arzt. Ich bin eine arme, arme Nachahmung von ihm oder möchte es wenigstens sein. In diesem Dienste hoffe ich zu leben und auch darin zu sterben."

Wie begründet der Wunsch der Missionarsfrau und werdenden Mutter gewesen war, ihren Mann auf der gefährlichen und anstrengenden Reise zu begleiten, erlebte die Familie, als sie zu ihrer Missionsstation Kolobeng zurückkehrte und sie verwaist vorfand. Alle Einwohner hatten aus Furcht vor den Buren, die willkürlich die Schwarzen, die zur Missionsstation gehörten, angriffen und ihre Hütten und Häuser plünderten, die Gegend verlassen. So hielt die Familie Livingstone nichts mehr an diesem alten Ort, und man entschloß sich zu einem schwerwiegenden Schritt. Mitsamt den Kindern sollte seine Lebensgefährtin nach England zurückkehren, während Livingstone sich nun in noch stärkerem Maße der Erschließung neuer Missionsgebiete widmen wollte. „Nichts als die gewisse Überzeugung, daß dieser Schritt zur Ehre Christi diene, vermag mich von meinen Kindern zu trennen. Schon jetzt jammert mein Herz um sie." An anderer Stelle schrieb er: „Meine Kinder allein zu lassen, wird für mich sein, als würden mir die Eingeweide herausgerissen." Sein Ziel aber war es, neue Wege vom Meer bis ins Innerste Afrikas zu finden, um damit auch den Schwarzen Verbindungsstraßen zu schaffen,

auf denen sie alle notwendigen Dinge ins Landesinnere transportieren konnten. Auf diese Weise hoffte Livingstone auch den Sklavenhandel zu beseitigen. Doch auch das böse Fieber, die Malaria, die er immer und immer wieder in den Sümpfen antraf, wollte er bekämpfen. Es war ihm aufgefallen, daß einige Gebiete fieberfrei geblieben waren, andere dagegen völlig verseucht. Noch kannte man ja nicht den Zusammenhang zwischen der Stechmücke als Überträgerin und den Krankheitserregern der Malaria im Blut. So ist es abermals kein Leichtsinn, wenn Livingstone schreibt: „Ich biete mich selbst als verlorenen Posten an, um Gewißheit zu erlangen, ob es einen Platz gebe, der sich für ungesündere Orte als Erholungsstation verwenden ließe. Möge Gott meinen Dienst annehmen und mich zu seiner Ehre gebrauchen! Es ist ja eine große Ehre, ein Mitarbeiter Gottes zu sein."

Unter diesen Überlegungen machte sich die ganze Familie nach Kapstadt auf den Weg, wo man im März 1852 anlangte. Elf Jahre lang trug Livingstone nun den gleichen Rock, und es war auch wieder der großzügige Oswell, „der beste Freund, den wir in Afrika haben", der Livingstone und seiner Familie finanziell weiterhalf. „Er half mir in jeder möglichen Weise. Gott möge ihn belohnen!"

Am 23. April 1852 verließ das Segelschiff mit Frau und Kindern Kapstadt, um sie nach England zu bringen. Wie herzzerreißend der Abschied war, können wir kaum ermessen; denn keiner wußte, ob er den anderen in dieser Welt noch einmal wiedersehen würde. Aber es geschah im Dienst für den gemeinsamen Herrn. Sooft es ihm möglich war, schrieb Livingstone an die Lieben in der Heimat, und schon sein erster Brief vom 5. Mai zeigt uns, welche Qualen er in dieser freiwilligen Trennung als Apostel für die Heidenwelt litt. „Meine teuerste Marie! Wie sehr vermisse ich Dich und die lieben Kinder! Unablässig sehnt mein Herz sich nach Euch. Wie viele Gedanken an die Vergangenheit stürmen auf die Seele ein, und wie möchte ich Euch noch viel zärtlicher und liebevoller entgegenkommen denn je! Du bist mir ein großer Segen gewesen; Du hast für mich gesorgt auf

alle nur erdenkliche Weise. Gott segne Dich für alle Deine Liebe! Nirgends begegnet mir jetzt ein Gesicht, das dem lieben, sonnverbrannten gleicht, das mich mit so freundlichem Blick allzeit grüßte. Laß uns unsre Pflicht gegen unseren Heiland tun, und wir werden uns wiedersehen! Wäre diese Zeit nur jetzt schon da! . . . Ich spreche gewöhnlich meine Gefühle wenig aus, aber ich kann in Wahrheit sagen, Du meine Teuerste, daß ich Dich liebte, als ich Dich heiratete, und Dich heißer liebte, je länger ich mit Dir lebte. Laß uns unsere Pflicht gegen Christum erfüllen, und er wird uns mit Ehren durch die Welt bringen! Er ist unsre Zuversicht und unsere Burg; laß uns jederzeit und unter jeglichen Umständen fest auf ihn trauen! Liebe ihn mehr und mehr, und pflanze seine Liebe den Kindern ein! Küsse sie alle von mir! Sage ihnen, daß ich sie nur aus Liebe zu Jesus verlassen habe, und daß auch sie ihn lieben müssen und das Böse hassen! Wie sehne ich mich, von Eurer glücklichen Ankunft zu hören!"

Man war in dem festen Entschluß auseinandergegangen, freiwillig zwei Jahre getrennt bleiben zu wollen, damit die Kinder in England größer würden, die Frau sich kräftigen und für die Erziehung der Kinder einsetzen könne; Livingstone sollte jedoch in der Zwischenzeit ungestört schaffen dürfen. Doch aus diesen zwei Jahren wurden fünf lange Jahre, ehe man sich endlich wiedersah. Eine Zeit, die unendlich zu werden schien, und in der einer in Sehnsucht an den anderen dachte. Dabei wartete man mit Ungeduld auf jede Post, die eine Nachricht über den anderen bringen würde. Darüber hinaus konnte man nur zu Gott beten, daß er jedes Familienglied an seinem Platz segnen und behüten möge. Fast klingt es jedoch wie eine stille Auflehnung gegen das harte Geschick, wenn Livingstone schreibt: „Die Missionare setzen ihre Kinder der Gefahr eines Makels aus, an welchem sie nicht schuld sind. Wir geben sie und uns selbst für eine Zeit preis, um jene armen Geknechteten der Sünde und des Satans emporzuheben, . . . unsere Kinder haben ein heiliges Anrecht an die Teilnahme und Fürbitte derer, auf deren Verantwortung hin wir fürs ganze Leben Heimatlose geworden sind." Doch er wußte ab-

schließend, daß auch für die Missionarskinder das Wort des Herrn gilt: „Was ihr getan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan."

Bevor Livingstone aber von Kapstadt allein weiter auf die Reise ging, blieb ihm eine neue große Enttäuschung nicht erspart. Man wollte ihm, dem Missionar, kein Pulver und keine Kugeln mehr verkaufen, da der Kaffernkrieg gerade die Gemüter erhitzte und man allgemein den Missionaren in ihrer freundlichen Haltung den Schwarzen gegenüber mißtraute. Dennoch mußte sich Livingstone für die geplante große Reise ausrüsten, die ihn in völlig unbekanntes Gebiet führen würde. Es war wohl die abenteuerlichste Reise, für die sich nur ein einzelner Mensch jemals vorbereitet hat. So sah sich Livingstone schon vor seinem Abmarsch in Not. Noch im letzten Augenblick drohte ihm ein Postmeister, dem er vorhielt, er hätte ihm zuviel abverlangt, mit der Klage wegen Verleumdung, so daß er ihm dreizehn Pfund Buße zahlen mußte. Ohne einen Pfennig, beraubt und nun fast ohne Freunde, gehaßt von den Buren und mit Mißtrauen durch die eigenen Landsleute belastet, verließ Livingstone Kapstadt, um sich auf die gewagte große Reise zu machen. Wie ein geprügelter Hund verließ er die Stadt, fast heimlich. Als er jedoch sechs Jahre später nach Kapstadt zurückkehrte, war er der gefeierte Nationalheld, dem man nicht genug Ehre antun konnte.

Sieg und Triumph christlichen Wagemuts

Livingstone konnte nicht wissen, daß die Reise, die er nun im Juni 1852 antrat, vier Jahre dauern würde und damit zu einer der längsten Reisen wurde, die ein Mensch je bewältigt hat. Wohl entbehrte er seine geliebte Familie auf das schmerzlichste, doch brauchte er nun keinerlei Rücksicht mehr auf Frau und Kinder zu nehmen. Noch einmal fuhr Livingstone nach Kuruman zu seinen Schwiegereltern und erfuhr dort, daß seine alte, selbsterbaute Missionsstation Kolobeng an einem Sonntag von sechshundert Buren mit starker Unterstützung überfallen worden war. Dabei hatten die Feinde vernichtet, so-

viel ihnen möglich war. Sachlich und fast nüchtern klingt der Bericht darüber an seine Frau: „Kuruman, 20. September 1852. Mit diesem zugleich sende ich Dir einen langen Brief; diesen schreibe ich, um Dir die jüngsten Neuigkeiten mitzuteilen. Die Boers plünderten unser Haus zu Kolobeng aus, sie führten vier Wagen mit sich und nahmen Sofa, Tisch, Bett, alles Geschirr, Dein Schreibpult (ich hoffe, daß nichts darin ist — hast Du die Briefe?), zerbrachen die hölzernen Stühle, nahmen die eisernen mit, rissen die Blätter aus allen Büchern und streuten sie vor dem Hause umher; zerschlugen alle Flaschen mit Medizin, alle Fenster, die Ofentür, nahmen die Schmiedeblasebälge, den Amboß, alles Werkzeug — kurz alles, was des Nehmens wert war: drei Kornmühlen, einen Sack mit Kaffee, wofür ich sechs Pfund bezahlt hatte, und eine Menge Kaffee, Zucker und Tee, welches die Reisenden, die nach Norden gegangen, zurückgelassen, nahmen unser, Pauls und Mebalwes Vieh.“ Und unbeschwert, ja fast fröhlich klingt es in diesem Bericht weiter: „Gott wird mich ferner erhalten. Er hat noch Arbeit für mich; sonst hätte er es zugelassen, daß ich ging, als eben die Boers dort waren. Unser Umzug wird jetzt leichter vonstatten gehen, seit wir unseres Hausgerätes ledig sind. Sie haben unser Sofa genommen. Ich habe nie ordentlich darauf geruht. Wir bekamen es erst fertig, als wir weggingen. Nun, alle Steine können sie doch nicht weggetragen haben. Trotz ihrer werden wir noch ein Unterkommen haben, und das noch dazu mit einem fröhlichen Herzen, das ist so gut wie Medizin.“

Wie dankte Livingstone dem gütigen Gott, der seine Familie und ihn hatte so rechtzeitig abreisen lassen, daß sie dieser großen Gefahr entgangen waren! Er war den Buren ein besonderer Dorn im Auge, da sie von ihm glaubten, er habe die Schwarzen das Schießen gelehrt. Da die Buren am Sklavenhandel beteiligt waren, sahen sie in Livingstone eine ständige Gefahr, daß sie durch ihn auf ihre leichte Einnahmequelle hinfort verzichten müßten. „Die Buren töten die Schwarzen ohne Bedenken, da sie fest glauben, sie haben keine Seele.“ Es war schwer für Livingstone, die ihm treu gebliebenen einge-

borenen Christen über den Verlust aller ihrer Habe und zum Teil über den Tod lieber Familienglieder durch die Buren zu trösten. Dieses Leid war für ihn ein neuer Ansporn, noch treuer mit vollem Einsatz der ganzen Person seiner Berufung zu leben: „Die Buren möchten das Innere Afrikas verschließen. Aber ich will es aufschließen, und wir wollen sehen, wem es gelingen wird: ihnen oder mir."

Im Dezember 1852 verließ Livingstone das sichere Kuruman, ohne zuvor noch einmal nach Kolobeng gereist zu sein. Gar zu gern hätte er dort neben der zerstörten Missionsstation noch einmal das Grab seines Töchterchens Elisabeth besucht; doch erfuhr er, daß die Buren beabsichtigten, ihn zu fangen. So drohte ihm auch von da her unmittelbare Lebensgefahr. Wahrscheinlich werden wir als Unbeteiligte die Auseinandersetzung zwischen den Buren und den Engländern nie ganz verstehen können, doch kann hier nur sachlich geschildert werden, inwieweit Livingstone davon betroffen wurde. Er machte vor den Buren einen großen Umweg und reiste weiter ins Ungewisse, zunächst durch jene Gebiete, deren Bewohner er von früheren Reisen her kannte. Viele Gefahren lauerten auf ihn, nicht nur die Buren, die in ihm ihren erklärten Erzfeind sahen, sondern auch die Gefahren der Wildnis. Einmal traten ihm sprungbereit zwei Löwen entgegen; doch schlichen sie scheu von dannen, als sie des Wagens ansichtig wurden, den Livingstone auf dieser Reise mit sich führte. Da er tagelang knietief durch Sumpf waten mußte, plagte ihn bald wieder die Malaria, obwohl er regelmäßig Chinin dagegen einnahm. Doch dieses bewährte Malariamittel half nicht in genügendem Maße, so daß er viel darum gegeben hätte, ein besseres Mittel zu finden, um diese Geißel von den notleidenden Menschen abzuwenden.

Daneben wurde Livingstone immer wieder von der Frage geplagt, ob er sein Vorhaben auch würde ausführen können. „28. September 1852. — Werde ich in Sebituanes Land sterben? Habe ich das Ende meines Weibes und meiner Kinder erlebt, alle meine Verbindung auf Erden abgebrochen? Muß ich diese schöne und herrliche Welt, von der ich so wenig weiß, verlassen? Ich lernte

erst das Abc davon und soll nun in einen unbekannten Zustand meines Daseins eintreten. Ihm zu folgen, der vor mir die Wolke, das Dunkel, den Hades betreten, ist eine ernste Aussicht. Werden wir in unserm neuen Dasein wieder von vorn anfangen, vieles durch Erfahrung zu lernen, oder in dem Vollbesitz unserer Kraft bleiben? Meine Seele, wohin wirst du wandern? Wird ein Engel deine Furcht beschwichtigen? Denn vielleicht stehst du vor der Ewigkeit. Ach, wenn Jesus ein Wort des Friedens spräche, das würde deiner Brust Ruhe und Frieden geben! O Jesu, erfülle mich jetzt mit deiner Liebe; ich flehe dich an, nimm mich an und gebrauche mich ein wenig zu deinem Ruhme! Ich habe noch nichts für dich getan und möchte so gern etwas tun. O nimm, nimm mich und meinen Dienst an, ich bitte dich, dein aber sei aller Ruhm . . ." Aber gleich daneben in seinem Tagebuch steht diese rührende Eintragung: „Ich denke viel an meine armen Kinder . . ." Hatte Livingstone sich einst die große Frage gestellt: „Wer wird Afrika durchdringen?", so wollte er jetzt diese große Aufgabe selbst lösen, ohne fremde Hilfe.

Nach Norden ging die Reise, hinein ins Ungewisse. Immer war er auf sich allein angewiesen. Einmal liefen ihm bei Nacht, erschreckt durch das Heulen der Hyänen, seine vierzig Ochsen davon. Ein schwarzer Junge folgte ihnen, fand sie spät am Nachmittag des folgenden Tages und blieb die ganze Nacht bei ihnen, um sie am kommenden Morgen dann wohlbehalten zu Livingstone zurückzuführen, der gerade aufbrechen wollte, um diesen Jungen zu suchen. „Es ist wunderbar, wie er in einem solchen Land ohne einen Kompaß es geschafft hat, seinen Weg heimzufinden und etwa vierzig Ochsen mit sich zu führen."

Während dieser Reise fand Livingstone nun auch Muße, sich in gründlicher Weise mit naturwissenschaftlichen Studien zu befassen. So stellte er Beobachtungen darüber an, wie es wohl komme, daß jedes Jahr im Sommer in Afrika das Land austrockne. Darüber schrieb er einen Brief an die Geographische Gesellschaft in London; doch ging leider dieser Bericht verloren.

Oft führte ihn der Weg brusttief durch den Sumpf, so

daß selbst die Eingeborenen bei diesem mühseligen Marsch müde wurden. Es brauchte schon eine außergewöhnliche Energie, fiebergeschwächt und mit der Ungewißheit der Zukunft im Herzen, seinen Weg fortzusetzen und zugleich immer wieder die Begleitung zu neuem Eifer anzutreiben. Die Nähe des Todes wurde Livingstone fast zur Gewohnheit; doch noch stärker lebte in ihm das Bewußtsein, daß er um Jesu willen diesen Weg zu gehen habe. So schreibt er dankbar in seinem Tagebuch vom 4. Februar 1853: „Ich bin gesund geblieben, während die ganze Gesellschaft vom Fieber ergriffen wurde. Wenn Gott meinen Dienst genommen hat, so ist mein Leben behütet, bis mein Werk getan ist. Und obschon ich bei dem mir befohlenen Werk unverletzt durch viele Gefahren hindurchgehe, so wird mir nach vollbrachter Arbeit irgendeine kleine Sache die ewige Ruhe bringen. Der Tod ist ein glorreiches Ereignis für einen, der zu Jesus geht." Und am 22. Mai 1853 fährt er fort: „Ich lege auf nichts, das ich habe oder haben könnte, einen Wert, wenn ich nur dem Königreich Christi angehöre."

Sooft Livingstone konnte, und wo immer sein Weg ihn hinführte, predigte er den Schwarzen das Evangelium. Während sie am Sambesi entlangzogen, jenem großen Fluß, den er selbst entdeckt hatte, wurde er einmal bei einem Stamm Zeuge, wie zwei Männer, die des Aufruhrs verdächtig waren, genommen und mit Beilen in Stücke zerhauen wurden. Danach nahm man die Leichenteile der beiden Aufrührer und warf sie den Alligatoren im Fluß vor. Livingstone wußte wohl, daß ihm ein gleiches Schicksal beschieden sein könnte, wenn er nur ein einziges Mal in irgendeiner Weise Argwohn aufkommen ließ oder den Haß der Menschen erregte. Niemand würde ihn dann schützen können, und allein die Schätze, wie die Glasperlen, Gewehre und Munition, die er bei sich trug, mochten schon manchen Häuptling zu der Überlegung bringen, ob er Livingstone nicht berauben und dann hinterher für immer verschwinden lassen könne. So erlebte er einmal, während er einen Sonntag rasten wollte, daß alle Lebensmittel verbraucht waren und ein Lastochse geschlachtet werden mußte.

Entsprechend der Sitte des Landes schenkte Livingstone dem Häuptling jenes Gebiets ein Stück vom Ochsen. Doch dieser schickte das Gastgeschenk zurück und meinte, es wäre beleidigend klein für ihn. Statt dessen forderte er einen Mann, einen Ochsen, ein Gewehr mit Pulver und ein Kleid. Bis er diese Gegenstände erhielte, dürfe Livingstone sich nicht weiterbewegen. Da dieser sich jedoch weigerte, auch nur auf diese Bedingung einzugehen, umzingelte der Häuptling mit seinen Männern das Lager, um es auszuplündern. Nur mit Mühe konnte Livingstone zwischen den feindlichen Eingeborenen und seiner ihm treu gebliebenen Begleitung ein Blutvergießen verhindern. Seinem friedlichen Temperament gelang es endlich, die aufgeregten Schwarzen zum Sitzen zu bringen, und in mühseliger Geduld wurde nun gefeilscht. Livingstone machte dem Häuptling klar, daß es unrecht von ihm sei, eine so hohe Forderung an ihn als den durchreisenden Freund der Schwarzen zu stellen, daß er ja kein Sklavenhändler wäre, der einen Tribut an den Häuptling entrichten müßte. Auch von seinen eigenen Männern könne er niemanden abgeben; denn es wären freie Männer, die über sich selbst zu bestimmen hätten. Auf ein Gewehr könne er erst recht nicht verzichten, da er nur fünf Gewehre mit sich führe und auf diese Waffen gegen wilde Tiere und Feinde angewiesen sei. Das einzige, was er dem Häuptling bieten könne, wäre ein Hemd, ein Tuch und ein paar Perlen als Geschenk. Doch der Häuptling und seine Räte wurden immer wilder, und es schien, als würde dieses Treffen nicht ohne Blutvergießen abgehen. Inzwischen hatten jedoch Livingstones Begleiter mit ihren Speeren den Häuptling und seine Ratsherren umzingelt. Zwar zielte einer der feindlichen Neger von hinten her auf Livingstones Kopf, doch wandte dieser sich schnell um und hielt dem Feind die Mündung des Gewehres vor den Mund, so daß dieser es vorzog, das Weite zu suchen. Endlich bemerkte auch der unverschämte Häuptling, daß die Chancen gegen ihn standen, und als Livingstone über sein Angebot hinausging und ihm als Geschenk „einen Tragochsen" anbot, war der Friede ohne Blutvergießen gerettet. Es hätte leicht Livingstones letzter Tag

sein können. Er war in diesem Stück klug gewesen, keinen Tribut an den Häuptling zu leisten, da sonst alle anderen Häuptlinge, deren Gebiet er in Zukunft durchreisen würde, immer größere Forderungen gestellt hätten. Aber jetzt schon wurde fortan immer wieder erneut die Bedingung gestellt, daß erst ein Mann und ein Gewehr zu zahlen seien, ehe Livingstone ein Gebiet durchreisen dürfe. Doch bei all diesen Beschwerlichkeiten blieb sein Wille ungebrochen: „Ich will einen Weg ins Innere eröffnen oder drüber sterben! Sollte die Liebe zu Christus den Missionar nicht dahin treiben können, wohin der Sklavenhandel den Händler treibt?"

Doch es war nicht nur der Weg ins Innere des Landes, den Livingstone suchte, um auf diesem Weg große Missionsstationen errichten zu können, sondern er hatte sich eine neue große Aufgabe gestellt. Einen neuen Weg vom Inneren Afrikas bis zum Meer wollte er suchen. So machte er sich am 1. November 1853 von Lijanti, wo man ihm freundlich begegnet war, auf den Weg nach Loanda. Neben seinen fünf Gewehren führte er einen Sextanten, eine Uhr, ein Thermometer, einen Kompaß und ein Fernrohr mit sich. Um die Träger jedoch so wenig wie möglich zu belasten, nahm er nur wenig Kleidung mit sich, desgleichen ein wenig Tee, Kaffee und Zucker, dazu die notwendigen Arzneimittel, vier Bücher und zwanzig Pfund Glasperlen, die die Eingeborenen gern als Zahlungsmittel annahmen. Auch seinen Projektionsapparat nahm er wieder mit, so daß er den Eingeborenen Bilder aus der biblischen Geschichte vorführen konnte. Livingstone wußte wohl, wie mangelhaft er für diese große Reise ausgerüstet war. „Spätere Missionare werden für jede Predigt mit Bekehrungen belohnt werden. Wir sind ihre Wegbereiter und Helfer. Mögen sie nie die Wächter in der Nacht vergessen!"

Was Livingstone auf dieser langen Reise sah, ließ sein Herz oft vor Mitleid erzittern. Während er einmal predigte, wurde ein kleiner Knabe unter heftigem Geschrei von der Seite seiner Mutter weggerissen, um den Weg in die Sklaverei anzutreten. Ein andermal begegnete er Zügen von Menschen, die aneinandergekettet waren, um auf dem nächsten Sklavenmarkt verkauft zu

werden. Bis in den Schlaf hinein verfolgten ihn die Schreie und die trostlosen Blicke dieser gequälten Menschen. Was hätte er darum gegeben, sie loskaufen zu können! Oder er fand auf dem Wege solcher Sklavenkarawanen Leichen, die Striemen von Flußpferdpeitschen und Einschußlöcher von Gewehrkugeln aufwiesen. Ein andermal fand er eine lange Reihe weiblicher Sklaven. Oft blieben diese armen Sklaven auch noch im Tode aneinandergekettet. Niemand vermag auszudrücken, was Livingstone bei einem solchen Anblick empfand. Sein Herz war jedesmal zutiefst ergriffen, und er wußte dann um so stärker, daß jeder Schritt, den er vorwärts in dieses Dunkel tat, ein Schritt näher zur Freiheit der Sklaven war. Er wollte und mußte einen Weg finden, auf dem den Sklavenjägern und -händlern das Handwerk gelegt werden konnte. Einmal gelang es Livingstone, achtzehn Sklaven dadurch zu befreien, daß er den Händlern unerschrocken befahl, sie sofort freizulassen. Hierzu gehörte ein nicht geringer Mut. Fast täglich rechnete er mit einem gewaltsamen Tode. „Möge mir Gott in Gnaden gestatten, in diesen umnachteten Teilen der Erde etwas für die Sache Christi zu tun! Möge er meine Kinder zu seinem Dienst annehmen und sie dazu heiligen! Mein Segen über mein Weib! Möge Gott es trösten! Wenn meine Uhr zurückkommt, nachdem ich hinweggenommen bin, so gehört sie Agnes. Mein Sextant ist für Robert. Die Pariser Medaille für Thomas. Das Doppelgewehr für Zouga. Sei den Vaterlosen ein Vater und der Witwe ein Gatte um Jesu willen!" Dennoch blieb er Afrika treu, um etwas für die hoffnungslos gewordenen Menschen tun zu können, die ihren Weg in die Sklaverei antraten.

Neben der Ungewißheit und Angst vor der Rache der Sklavenhändler befiel ihn immer wieder erneut die Krankheit. Schon auf der letzten Reise hatte er in neun Wochen sieben Malariaanfälle gehabt. Aus diesem Grund hatte er sich auch diesmal einen Reitochsen mitgenommen, um seine Kräfte für weitere Anstrengungen zu schonen. Dennoch bedeutete auch jetzt noch das Reisen auf diesem Reitochsen, während ihn die Fieberanfälle schüttelten, eine unerhörte Anstrengung. „In kei-

nem Fall aber habe ich in diesem Zustand auch nur im geringsten nachgegeben." Welche Willenskraft spricht allein aus einem solchen Satz!

Die Reise von Lijanti nach Loanda war wohl noch nie von einem Weißen bewältigt worden. Während dieser sechsmonatigen Fahrt erlitt Livingstone allein einunddreißig Malariaanfälle, so daß sein Gesundheitszustand sehr geschwächt war. Am Ende der Reise kam noch eine schmerzhafte Amöbenruhr dazu, so daß er zugleich viel Blut verlor und seine Verdauung empfindlich gestört war. Da die Lebensmittel nur für kurze Zeit reichten, war Livingstone darauf angewiesen, für sich und seine Reisebegleiter Jagdbeute machen zu müssen. Nicht in jedem Gebiet aber gab es gleich viel Jagdwild, so daß der fieberkranke und im Wahn phantasierende Jäger alle seine Kraft aufbieten mußte, um für die hungrigen Träger genügend Tiere zu erlegen. So lesen wir zum Beispiel einmal während der Fahrt auf dem Sambesi: „Die Hitze ist drückend, und da ich noch schwach bin vom letzten Fieberanfall, so kann ich nicht ans Land gehen und jagen; die Ruderer, die der Sonne ganz ausgesetzt sind, triefen von Schweiß und beginnen nachmittags langsamer zu arbeiten . . . Das Nachtessen besteht abermals aus Kaffee und Zwieback oder einem schlechten Brot aus Mais oder Kafferkorn, wenn wir nicht so glücklich waren, etwas zu schießen, um uns Fleisch zu kochen." Vor allem konnte Livingstone auf diesem Fluß Enten schießen. Aber auch die großen Eidechsen auf den Bäumen, die das Flußufer an beiden Seiten säumten, galten als Delikatesse. Zu anderen Zeiten war man froh, wenn man hellblaue Maulwürfe und Mäuse ausgraben konnte, um den größten Hunger zu stillen. Solche Speise war allerdings für den ruhrkranken Livingstone, der ohnehin alle zehn Minuten von seinem Reitochsen steigen mußte, um dem Drängen der Natur nachzugeben, nicht gerade die richtige Krankenkost. Hinzu kam noch, daß einmal beim Aufbruch der größte Teil der Arzneimittel gestohlen wurde, so daß Livingstone sich schon dem sicheren Tode ausgesetzt sah. Ohne die notwendigen Arzneimittel war er als Europäer einfach dem mörderischen Afrika ausgeliefert.

Dennoch reiste er unerschrocken weiter. Einmal warf ihn während eines Malariaanfalls sein Reitochse ab, indem er ihn unter einem niederen Baum abstreifte, wobei Livingstone schwer auf den Kopf stürzte. Ein andermal wurde er beim Flußdurchschreiten abgeworfen, wobei er in die Gefahr des Ertrinkens kam. So mußte er jeden Augenblick eines neuen Unglücks gewärtig sein, ohne daß er Hilfe in der Nähe wußte. Bei seinen Märschen war er oft bis zum Hals im Wasser; doch wenn er dann wieder auf das Trockne gelangte, wechselte er nicht etwa seine Sachen, sondern hatte die Angewohnheit, sie stets auf dem Leibe trocknen zu lassen. Daß er immer und immer wieder Hunger leiden mußte, daran hatte er sich fast gewöhnt. Dafür lesen wir in seinem Tagebuch: „Den Mangel an Büchern auf dieser Reise empfinde ich mehr als irgend etwas anderes."

In der schlimmsten Lage befand sich jedoch Livingstone am 11. März 1854, also genau vier Monate nach dem Aufbruch zu seiner Reise, als er sich schwerkrank einer Meuterei seiner Diener gegenübersah, die glaubten, er sei zu schwach, um noch irgend etwas unternehmen zu können. „Indem ich wußte, daß alle Disziplin zu Ende wäre, wenn ich diese Meuterei nicht sofort auslöschte, und unser Leben davon abhinge, mit äußerster Kraft die Autorität aufrechtzuerhalten, nahm ich eine doppelläufige Pistole und stürzte aus meiner Behausung heraus. Ich vermute, daß ich dabei so schrecklich aussah, um sie sofort in die Flucht zu jagen. Als einige in Hörreichweite blieben, sagte ich ihnen, daß ich die Disziplin aufrechterhalten müsse, auch wenn es einige ihrer Glieder kosten würde. Sie müßten sich daran erinnern, daß, solange wie wir zusammen reisen, ich der Herr wäre, und nicht sie. Da sie kaum noch eine Möglichkeit hatten, meine Entschlossenheit zu bezweifeln, wurden sie sofort wieder gehorsam, und niemals hinterher haben sie mir irgendwelchen Kummer bereitet oder geglaubt, sie hätten irgendein Recht über mein Eigentum."

Inzwischen war Livingstone fast zu einem Skelett abgemagert. Nicht nur seine eigene Dienerschaft mußte er im Auge behalten, sondern manchmal hatte er einen ganzen Tag lang mit irgendeinem Häuptling über die

Höhe des Tributs für die freie Durchreise zu verhandeln. Dieser Tribut war ursprünglich für die Sklavenkarawanen erhoben worden, die sich immer mehr vergrößerten. Da sie für den Häuptling eine feste und billige Einnahmequelle darstellten, versuchten sie, diesen Tribut auch auf andere Durchreisende auszudehnen. So wurde auch Livingstone davon betroffen. Aber auch für die notwendigen Lebensmittel hatte er dem Häuptling oft noch einen sehr hohen Preis zu zahlen. So heißt es einmal in seinem Tagebuch: „Es war ein Tag der Qual. Nachdem wir fast den ganzen Tag verhandelt hatten, gaben wir dem alten Häuptling einen Ochsen; aber er wollte diesen nicht annehmen, sondern einen anderen." Dafür erhielt Livingstone lediglich ein paar Yamswurzeln, eine Ziege, Geflügel und etwas Fleisch. Seine Diener waren so verzweifelt darüber, daß einige von ihnen vorschlugen, Livingstone allein weiterreisen zu lassen. Darüber befiel diesen eine tiefe Niedergeschlagenheit; denn er war mittlerweile an die Schwelle der portugiesischen Besitzungen gelangt. Sollte er so kurz vor dem Ziel umkehren müssen? „Mit aller meiner Überredungskraft erklärte ich ihnen, daß ich allein weiterziehen würde, wenn sie umkehren sollten. Damit ging ich in mein kleines Zelt, indem ich meinen Geist Gott zuwandte, der die Seufzer der Seele hört." Gleich darauf kam der Anführer der Diener, um Livingstone auf das bestimmteste zu versichern: „Wir werden dich niemals verlassen. Sei nicht entmutigt! Wohin du uns auch immer führst, wir werden dir folgen." Aber noch traute er ihrem wankelmütigem Sinn nicht ganz. „Ich kann nur zu Gott aufsehen, daß er ihren Sinn beeinflußt, damit dieses Wagnis nicht fehlschlage. . . . O allmächtiger Gott, hilf, hilf!"

So zog Livingstone unbeirrbar seinen Weg, wurde beraubt, verraten und von treulosen Dienern verlassen und war oft so krank, daß er sich kaum mehr aufrecht halten konnte. Dennoch stellte er dabei geographische Vermessungen an und schrieb die Ergebnisse gewissenhaft in sein Tagebuch. Am Sonntag, dem 2. April, nachdem sie tagelang nur von Maniokwurzeln gelebt hatten, schlachteten sie einen Ochsen. Wiederum sandte der

Häuptling, in dessen Gebiet sie sich gerade befanden, die nun schon fast tagesübliche Forderung an Livingstone: einen Mann, einen Ochsen oder Elfenbein. Auch verlangte er Fleisch vom geschlachteten Ochsen, und als er es nicht sofort erhielt, bedrängte er Livingstone: „Du kannst es uns ruhig geben; denn wir werden dir sonst alles nehmen, nachdem wir dich morgen getötet haben." Wiederum verhandelte Livingstone fast einen ganzen Tag lang mit dem noch verhältnismäßig jungen Häuptling. Seine endgültige Antwort aber war: falls wir nicht noch eine rote Jacke und einen Mann zu unserem Geschenk von einigen Kupferringen und einigen Pfunden Fleisch dazulegten, müßten wir alle auf dem gleichen Wege zurückkehren, den wir gekommen wären. Auf diese Weise besaß Livingstone zuletzt buchstäblich nicht mehr, als was er am Leibe trug. Endlich war er bereit, auch seine letzte Decke, auf der er schlief, und von der er sich unter keinen Umständen trennen wollte, als Preis für freien Durchzug daranzugeben. Er mußte nämlich unbedingt den Quango-Fluß überqueren, um in portugiesisches Gebiet zu gelangen. Als Preis dafür aber wurde diese Decke von ihm gefordert.

In diesem hoffnungslosen Zustand begegnete Livingstone am 4. April ein portugiesischer Sergeant, der von der anderen Seite des Flusses gekommen war, um Bienenwachs zu suchen. Bereitwillig nahm dieser sich der Not des Engländers an, und obwohl ihnen die Kugeln der enttäuschten Schwarzen, die sich um ihren Tribut für freien Durchzug betrogen sahen, um die Ohren pfiffen, ermöglichte dieser Sergeant Cypriano Livingstone die Überquerung des Flusses. Als sie bei der Behausung des Portugiesen angelangt waren, konnte Livingstone die erste Nacht in Ruhe und Sicherheit verbringen, und am nächsten Morgen stand für ihn ein wunderbares Frühstück bereit. Obwohl er seinem Gastgeber nicht das geringste bezahlen konnte, schlachtete dieser ihm einen Ochsen und „machte seinen Garten fast kahl", um Livingstone für die nächsten fünf Reisetage mit der notwendigen Verpflegung auszurüsten.

So gelangte er in die Nähe der Küste und betrat dabei weiterhin portugiesisches Gebiet. Die Portugiesen nah-

men ihn freundlich auf und bewirteten ihn und seine Diener, wie es nur Portugiesen tun können. Zwar waren sie nicht sicher, ob dieser Engländer nicht nur gekommen war, um ihr eigenes Gebiet zu erkunden. Doch Livingstones Zustand und Erscheinung war immer noch so mitleiderregend, daß man keine Gefahr in seinem Kommen sah. Seine schwarzen Begleiter wurden im Küstengebiet jedoch immer ängstlicher. Oft glaubten sie, man würde auch sie für Sklaven halten, und sie fürchteten, daß sie ergriffen werden könnten, um den Weg auf den Sklavenmarkt anzutreten. Wie groß aber war das Erstaunen dieser Buschmenschen, als sie endlich an das offene Meer kamen! Kein Wort konnten sie hervorbringen; denn ihre Stammesältesten hatten sie gelehrt, daß diese Erde kein Ende habe. Nun aber standen sie hier wirklich „am Ende der Welt".

Als Livingstone am 31. März 1854 mit seinen siebenundzwanzig Begleitern in Loanda anlangte, war er körperlich ein Wrack und am Ende aller seiner Kräfte. Da er infolge seiner Amöbenruhr in der letzten Zeit nur jeweils zehn Minuten auf seinem Reitochsen Sinbad hatte sitzen können, bis er wieder zum Absteigen gezwungen war, war es zuletzt nur ganz langsam vorwärtsgegangen. Aber trotz Fieber und Krankheit und aller Schwierigkeiten hatte er seine Reiseroute so genau innegehalten, daß wir heute noch über ihre Gradlinigkeit staunen müssen. Livingstone aber hatte diese Reise nicht nur bewältigt und das Ziel erreicht, sondern der Schatz an geographischen und naturwissenschaftlichen Entdekkungen, den er mitbrachte und in exakten Aufzeichnungen niedergeschrieben hatte, bildet eine Pioniertat als wissenschaftliche Leistung für sich.

Am schmerzlichsten bei seiner Ankunft in Loanda war für Livingstone, daß er keinen einzigen Brief für sich vorfand. Wahrscheinlich hatten alle bezweifelt, daß er jemals die Küste erreichen werde. Er wurde eingeladen, ein englisches Schiff zu besteigen, um als gefeierter Held in die Heimat zu fahren. Die Versuchung, diesem verlockenden Angebot nachzukommen, war sehr groß. Doch er hatte seinen schwarzen Begleitern versprochen, sie wohlbehalten zu ihren Familien zurückzubringen, und

dieses Versprechen wollte er unter allen Umständen halten. So gab er nur seine Briefe, Landkarten und Aufzeichnungen nach England mit und blieb zurück in Afrika. Doch dieses Schiff gelangte nie nach England, sondern ging bei Madeira auf Grund, wobei sich nur ein einziger Passagier retten konnte. Als Livingstone später diese Nachricht erhielt, dankte er seinem Gott für diese erneute wunderbare Rettung. Doch sein Kummer war trotzdem groß; denn mit dem Schiff waren ja nun auch seine wertvollsten Forschungsergebnisse verlorengegangen. Dennoch war er nicht entmutigt, sondern machte sich noch einmal daran, aus dem Gedächtnis all das aufzuschreiben und nachzuzeichnen, was er auf dieser Reise entdeckt und niedergeschrieben hatte.

Zwar hatte Livingstone sein großes Ziel erreicht, vom Innersten Afrikas bis zum Westen ans Meer durchzubrechen. Doch das genügte nicht. Da ihm die Ostküste für den Handel geeigneter erschien, wollte er den großen Kontinent auch vom Osten her erschließen. Er konnte einfach nicht untätig zusehen, wie Menschen als Sklaven verschachert wurden, während die Christenheit tatenlos zusah. Auch hier in Loanda in den portugiesischen Kolonien bedrängte ihn immer wieder das Bild der Sklavenkarawanen, und er schrieb darüber an seine Frau, wie er einem solchen Sklavenhändler begegnet sei: „Er hatte zwei Ketten voll Frauen, die gegen Elfenbein verkauft werden. Früher ging der Handel aus dem Innern ins portugiesische Gebiet, jetzt bewegt er sich in umgekehrter Richtung, da die englischen Kriegsschiffe die Ausfuhr verhindern, und verkaufen möchte man doch vorteilhaft. Diese Frauen sehen anständig aus und wurden kürzlich in einem Gefecht der Portugiesen mit ihrem Stamm gefangen. Jede wird für etwa drei Elefantenzähne verkauft. Jede hat einen eisernen Ring um das Handgelenk, an einer Kette befestigt, die sie in der Hand trägt, damit das Gelenk dadurch nicht zu sehr verletzt wird. Wie würde es meiner Nanny (Agnes) gefallen, so behandelt zu werden?“ Obwohl er gesundheitlich noch in keiner Weise genügend gekräftigt war, verließ Livingstone am 24. September 1854 Loanda, gelangte nach einem Jahr, am 11. September 1855, wie-

derum nach Lijanti, dem Ausgangspunkt seiner Reise im Innern Afrikas, und machte sich bereits am 3. November 1855 auf den Weg zur Ostküste, wo er am 20. Mai 1856 anlangte, Ein Jahr und acht Monate brauchte er also für seine Reise von einer Meeresküste bis zur anderen quer durch Afrika. Damit aber war er seit seinem Aufbruch von Kapstadt fast auf den Tag genau vier Jahre unterwegs gewesen. Es ist unmöglich, alle diese Reisen genau geographisch zu verfolgen und biographisch zu beschreiben. Wir können nur einen Gesamteindruck geben von einem Mann, der sich als Bote Gottes wußte, dem es aufgetragen war, einen Kontinent für das Evangelium und das Wirken christlicher Liebe zu erschließen. Neben seinen Gebeten um Kraft für diese große Aufgabe steht aber immer wieder der Sehnsuchtsschrei nach seinen Kindern und seiner Frau. „Ich sehne mich nach der Zeit, wo ich Dich wieder sehe, und erhoffe durch Gottes Gnade diese Freude. Wie geht es meinen Lieben? Ich habe ihresgleichen nicht gesehen, seit ich sie an Bord brachte. Meine wackeren kleinen Lieben! Ich hoffe nur, Gott werde uns die Gnade erzeigen, daß sie auch fromm werden . . .“ Von dem Schlafen in vieler Feuchtigkeit hatte sich Livingstone ein Rheumaleiden zugezogen, das ihm nun Not bereitete. Auch ließ durch seine häufige Krankheit das Gehör nach, und ein zurückschnellender Zweig, der die Augen getroffen hatte, beeinträchtigte zeitweilig seine Sehkraft. Doch hinderte ihn dies in keiner Weise, seinen Aufgaben treu zu bleiben. Sein Leitmotiv war dabei der Satz: „Die Vollendung geographischer Tat ist erst der Anfang der Mission.“ Fast nebenbei entdeckte Livingstone dabei wiederum die herabbrausenden Wassermengen des Sambesi, des großen Flusses, den er zusammen mit Oswell gefunden hatte, und da er der erste Weiße war, dessen Auge dieses Schauspiel erblickte, nannte er diese Wasserfälle nach seiner Königin Victoria-Fälle. Doch solche Entdeckerfreuden wogen kaum die täglichen Mühen des Forschers auf, der dabei nicht selten um sein Leben bangen mußte.

So lesen wir in Livingstones Tagebuch vom 23. Januar 1856: „Vom Häuptling Mpende kam heute früh

bei Sonnenaufgang eine Abteilung Leute dicht an unser Lager, mit wüstem Geschrei einen roten Gegenstand gegen uns schwenkend. Hierauf zündeten sie ein Feuer mit Zaubermitteln darin an und entfernten sich mit abscheulichem Gekreisch. Dies geschieht, um uns schwach zu machen und zu schrecken. Vom Häuptling ist noch keine Botschaft eingetroffen, obschon verschiedene Haufen kamen und vorgaben, nur den weißen Mann sehen zu wollen. Lange vor Tagesanbruch sammelten sich die Leute haufenweise. Es würde als Herausforderung gelten, wenn wir den Fluß hinabführen, und als Zeichen von Furcht oder als Einladung zum Angriff, wenn wir zurückgingen. Wir müssen also in Geduld abwarten und auf den vertrauen, der die Herzen aller Menschen in seiner Hand hat. Auf dich, o Gott, schauen wir! Und o du, der du um armer geringer Sünder willen der Mann der Schmerzen geworden bist und des Schächers Bitte nicht verachtet hast, gedenke an mich und an deine Sache in Afrika! Seele und Leib, meine Familie und deine Sache: alles befehle ich dir. Höre, o Herr!" Doch konnte Livingstone den täglichen Begebenheiten auch eine komische Seite abgewinnen, so etwa, wenn er beschreibt, daß selbst die Hunde den Schwanz einkniffen und davonliefen, wenn er als der erste Weiße in diesem Gebiet erschien. Daneben aber steht immer wieder der Bericht von seiner Krankheit. Während er wiederum durch das wasserlose Flachland zog, hatte er am zweiten Tag seinen siebenundzwanzigsten Fieberanfall. Es war jedoch keinerlei Wasser in der Nähe, „um den brennenden Durst zu löschen". Was ihn vor allem auch erschreckte, war die Tatsache, daß er während dieser Krankheit oft Blut spucken mußte. Doch in keiner Weise gab er seiner Krankheit nach.

Als er einmal einem Zebra folgte, das er auf der Jagd verwundet hatte, um Fleisch für sich und seine Mannschaft zu beschaffen, sah er sich plötzlich einem kräftigen Büffel gegenüber, von dem manche Großwildjäger sagen, er sei das gefährlichste Tier in Afrika. Dieser Büffel griff Livingstone an. Der einzige Baum, der ihn in diesem flachen Land hätte retten können, war hundert Meter weit entfernt, und eine andere Ret-

tung gab es nicht. Unerschrocken spannte Livingstone seine Büchse, ließ den Büffel auf eine Entfernung von drei bis vier Metern herankommen und wollte ihm aus allernächster Nähe in die gesenkte Stirn einen Schuß geben. Plötzlich aber durchfuhr ihn der Gedanke: „Was geschieht, wenn mein Gewehr versagt?" Doch er behielt die Nerven und traf den gewaltig anstürmenden Büffel tödlich. Alles, was Livingstone nach dieser so ungleichen Begegnung in der Wildnis noch tun konnte, war, seinem Schöpfer für diese wunderbare Errettung zu danken. Nach dieser Reise rechnete er aus, daß er insgesamt siebenmal in ernster Todesgefahr geschwebt habe.

Unter großen Gefahren und unter unsäglichen Mühsalen gelangte Livingstone endlich an die Ostküste Afrikas. „Ich empfinde Dank gegen Gott, daß er mein Leben erhielt, wogegen so viele, die durch höhere Begabung mehr Gutes hätten tun können, umgekommen sind." Er wußte, daß er als einzelner den ersten Weg gebahnt hatte, Afrika vom Westen bis zum Osten zu durchqueren. Nun aber war endlich die Zeit gekommen, diese Aufgabe, die er sich ja selber gestellt hatte, auf stärkere Schultern zu legen und das allgemeine Interesse für die afrikanische Not wachzurufen. Darum war er nun auch mit Freuden bereit, die Reise nach England anzutreten, um der Missionsbehörde und der Regierung von seinen Forschungsergebnissen zu berichten und sie für seine Sache zu gewinnen. Endlich wieder einmal zurück in die Heimat! Die stärkste Triebfeder zu diesem Entschluß aber — wer wollte es ihm verdenken? — war die Sehnsucht nach seiner Familie. Noch einmal wollte er seine Eltern und Geschwister wiedersehen, aber mehr noch drängte es ihn zu seiner Frau und seinen Kindern. Dabei hatte Livingstone nicht die Absicht, sehr lange in England zu verweilen, sondern nur „ein oder zwei Monate in England mich auszuruhen, und dann zurückzukommen, um noch etwas Gutes in Afrika zu tun, ehe ich sterbe".

Am 12. Juni 1856 bestieg er das Segelschiff, das ihn in die Heimat zurückbringen sollte. „Ich fühlte mich sofort wie zu Hause mit Ausnahme meiner Muttersprache. Ich glaubte, die Sprache vollkommen zu kennen, aber die

Worte standen mir nicht mehr zur Verfügung." Infolge des erneut einsetzenden Fiebers mußte Livingstone das Schiff wechseln und bestieg diesesmal ein Dampfschiff, das im Roten Meer beinahe unterging. In Kairo erreichte ihn die traurige Nachricht, daß kurz zuvor sein Vater gestorben war. Nach einer beschwerlichen und nicht gefahrlosen Seereise konnte Livingstone endlich am 12. Dezember 1856 seine Frau in die Arme schließen. Sie hatte inzwischen mit ihren Kindern in rechter Armut und in beständiger Sorge um ihren Gatten gelebt, so daß sie glücklich war, ihn nun endlich wieder bei sich zu sehen.

Für Livingstone brach jetzt eine Zeit der großen Ehrungen an. Schon in Kapstadt, vor seiner Abreise nach England, hatte man ihn in aller Öffentlichkeit als den erfolgreichen Geographen, Zoologen, Astronomen, Arzt, Handelsdirektor und Missionar gefeiert. Da ihm im Mai 1855, während er noch im tiefsten Afrika weilte, von der Königlich-Geographischen Gesellschaft für die Durchquerung des Erdteils die höchste Auszeichnung dieser Gesellschaft, die Goldene Medaille, verliehen worden war, wurde sie ihm nun am 15. Dezember feierlich überreicht. Danach sah Livingstone sich verpflichtet, weitere Ehrungen entgegenzunehmen und vor hohem und einfachem Publikum über seine Reisen in der Wildnis zu berichten. Zu diesen Ehrungen gehörte auch ein Empfang bei der Königin Victoria, der zu Ehren er ja die großen Wasserfälle des Sambesi benannt hatte. Die Königin, die sonst kaum jemand lächeln sah, wurde durch die lustigen Schilderungen des Abenteurers sehr erheitert. Auch der Doktorhut wurde ihm verliehen, und Ehrenbürgerschaften wurden ihm angetragen; aber Livingstone blieb bei all diesen äußeren Ehrungen ein demütiger Mensch, der sich nicht aus der Fassung bringen ließ. So schrieb er einem alten afrikanischen Freund: „Ich erhielt die Goldene Medaille, wie Du vorausgesagt hast, und das Ehrenbürgerrecht der Stadt Hamilton, was mich davor schützt, Gefängniskosten zahlen zu müssen, wenn ich ins Gefängnis geworfen werde." Doch die Ehrungen fanden noch kein Ende. Die medizinische und chirurgische Fakultät in Glasgow „erwählte 1857 diesen

würdigen, eminenten und gelehrten Chirurgen und Naturforscher David Livingstone, Dr. jur., zum Ehrenmitglied". Wie dachte Livingstone dabei daran, daß er vor genau zwanzig Jahren in eben diesem Glasgow ein einfacher Werkstudent gewesen war, der einen ganzen Tag lang suchen mußte, bevor er die billigste Studentenbude finden konnte! Auch vor den jungen Fabrikarbeitern in seinem Heimatort sprach Livingstone, und er versäumte nicht, darauf hinzuweisen, daß Gott selbst ihn diesen Weg geführt habe. Immer wieder betonte er, daß er nur seine Pflicht als christlicher Missionar getan habe.

Aus den geplanten zwei Monaten Englandaufenthalt wurden achtzehn Monate. Wie in Afrika, so war er nun auch in England unermüdlich auf Reisen, um vor Studenten, Gelehrten oder einfachen Arbeitern von den Nöten Afrikas zu berichten. Vor allem fand jetzt die wissenschaftliche Leistung ihren Niederschlag, indem Livingstone endlich niederschreiben und zusammenfassen konnte, was er in Afrika mühsam erforscht hatte. „Missionsreisen" hieß sein wissenschaftliches, aber auch allgemein interessierendes Buch, das immerhin fast siebenhundert Seiten hatte und viele Illustrationen und Landkarten enthielt. Da Livingstone ja in einer Person Naturwissenschaftler, Geograph und Arzt war, bereicherte er die Kenntnisse seiner Zeit über Afrika in starkem Maße. Zwar gab es auch Menschen, die ihn kritisierten und meinten, ein Missionar habe nur das Wort Gottes zu verkündigen. Doch auch dafür fand Livingstone eine Antwort. „Nirgends bin ich anders aufgetreten denn als ein Knecht Gottes, der seiner Führung folgt. Meine Anschauungen von der Pflicht eines Missionars sind allerdings nicht so beschränkt wie die gewisser Leute, deren Ideal ein sauer dreinsehender Mann mit einer Bibel unterm Arm ist. Ich habe mit Ziegeln und Mörtel, mit Blasebalg und Hobelbank ebensogut wie durch Krankenpflege und Predigt gearbeitet. Ich weiß, daß ich mir selber nicht gehöre; ich diene Christo, ob ich nun für meine Leute einen Büffel erlege, eine astronomische Beobachtung mache oder an eins seiner Kinder schreibe, das bei der Abfassung seines Briefchens der Liebe vergaß, von der gerühmt wird, daß sie nichts

Arges denkt. Nachdem ich mir durch Gottes Hilfe Kenntnisse verschafft, die, wie ich hoffe, Afrika reichen Segen bringen können, soll ich nun das Licht unter den Scheffel stellen, nur weil manche dies für unfruchtbar oder überhaupt nicht für missionsmäßig halten? Da ich weiß, daß es Leute gibt, die die Aufschließung eines neuen Landes für das Christentum als ein Werk ansehen, das sich nicht für einen von der Mission Angestellten zieme, so habe ich jetzt aufgehört, ein Gehalt zu beziehen von der Gesellschaft, mit der ich bisher verbunden war. So erleidet niemand pekuniären Verlust." Er dankte seiner Missionsgesellschaft herzlich, daß sie ihn in all den Jahren hatte gewähren lassen. Aber er wußte auch, daß ihre Mittel zu beschränkt waren, als daß sie selbst das Projekt, das er für die nächste Zukunft vor sich sah, noch weiter finanzieren könnte. Darum trennte er sich freiwillig von ihr und schrieb später darüber: „Nie habe ich die geringste Reue darüber verspürt, aus der Missionsgesellschaft geschieden zu sein. Ich arbeite für meinen Herrn und Meister und glaube, daß alle ihm ihre Kräfte, ein jeder nach seiner Art, widmen sollten."

Im Februar 1858 wurde Livingstone das Amt eines Konsuls für die Ostküste Afrikas übertragen, und zugleich wurde er mit der Führung einer Forschungsexpedition beauftragt. Für diese Expedition wurde ihm ein leichter Raddampfer zur Verfügung gestellt, dem man den Eingeborenennamen für Frau Livingstone, „Ma-Robert" — Mutter des Robert — gab, und der zur Befahrung des Sambesi dienen sollte. Nun hielt es Livingstone nicht mehr länger in England. Er hatte ja seinen Afrikanern versprochen, daß er bald zurückkehren würde.

Am 10. März 1858 galt es, abermals Abschied von der Heimat zu nehmen. Diesmal aber fuhr er nicht allein, sondern seine Frau und sein jüngster Sohn Oswell begleiteten ihn, daneben die Mitglieder der Expedition, zu der auch sein eigener Bruder gehörte. Wohlverpackt im Schiff befanden sich die Teile des kleinen Dampfbootes. Als der Konsul Dr. Livingstone als Führer einer eigenen Expedition so von England Abschied nahm,

konnte er nicht anders, als Gott für die wunderbare Führung und Bewahrung zu danken, die er bisher in seinem notreichen Leben so gnädig erfahren hatte.

Im Kampf wider den Sklavenhandel

Livingstone war von Natur aus ein Einzelgänger. Sein ausgeprägter Charakter kannte nur einen Willen, nämlich den eigenen, der sich jedoch immer wieder dem Willen Gottes unterordnete. Daher war er nicht unbedingt der geschickteste Mann, eine Expedition zu leiten, die so verschiedene Charaktere in sich vereinigte. Am liebsten wäre er auch weiterhin auf eigene Faust auf Reisen gegangen, wie er es von früher her gewohnt war, aber er hatte sich diese neuen Aufgaben ja nicht freiwillig gewählt, sondern sie waren ihm von der Regierung übertragen worden. So erkannte er andererseits auch den Vorteil, der darin lag, mit um so größerem Einsatz und besseren Mitteln Afrika zu erschließen. Das Ziel machte er seinen Leuten bereits auf der Seereise klar: Erschließung des dunklen Erdteils um jeden Preis. Livingstone hatte auch einen anglikanischen Bischof an Bord, der die geistliche Leitung der Arbeit in den Gebieten übernehmen sollte, in die man gelangen würde. So konnte er sich diesmal für andere Aufgaben freihalten.

Einen Monat nach der Abreise von England stellte Livingstone fest, daß seine Frau wieder ein Kind erwartete. Fürsorglich schrieb er ihrem Bruder, er möchte sie sorgsam von Kapstadt nach Kuruman geleiten, da er ihr unter diesen Umständen die Strapazen einer Expedition nicht zumuten wollte. Wie sehr aber in Livingstone bereits wieder der Wissenschaftler erwacht war, zeigt uns die Fortsetzung dieses Briefes an seinen Schwager: „Wenn Du nordwärts gehst, dann sei doch so freundlich, jeden Punkt zu erkunden, an den Du kommst! Was hältst Du davon, erneut die Größe der Kap-Elefanten zu bestimmen? Lichtenstein hat gehört, einige seien achtzehn Fuß hoch. Versuche, einen Mann zu finden, der sie gemessen hat! Leben Strauße monogam oder poly-

gam? Du wirst sie sehen. Versuche, ihre Schritte mit Deiner Uhr zu zählen, wenn sie die größte Geschwindigkeit erreichen, und messe die Länge ihrer Tritte! Erwirb Dir irgendwelche Information über die Wanderungen der Springböcke und Wildtiere, ihre Zeiten und Zahlen! Versuche, die Wurzeln und Pflanzen zu entdecken, durch die die Hottentotten ihr Brot säuern lassen!" Wir sehen, es gab kaum ein Gebiet in der Naturwissenschaft, das Livingstone nicht interessierte. Während der ganzen Seereise entlang der Küste hatte er schon versucht, den Salzgehalt des Seewassers in der Nähe der Flußmündungen zu kontrollieren. Auch bestimmte er die Formationen der Küste, oder er untersuchte die schwimmenden Teile auf der Wasseroberfläche, die Fische, Vögel und Insekten, die das Schiff umgaben.

Es ist schwer, ohne ständig einen Atlas über Afrika zur Hand zu haben, von nun an Livingstone auf seinen weiteren Reisen zu folgen. Er träumte davon, die große Wasserscheide zu finden, die irgendwo im Innern des Kontinents liegen mußte. Auch glaubte er daran, wenn er nur genügend Ausdauer bewies, bis an die sagenumwobenen Nilquellen zu gelangen, die ebenfalls im Innern des Landes vermutet wurden. Den Rest des Jahres 1858 benutzte Livingstone dazu, um die Sambesimündung und den Sambesi selbst näher zu untersuchen. Doch setzten die Kebrabasa-Stromschnellen diesem Vorhaben zunächst ein Hindernis entgegen. Im folgenden Jahr entdeckte Livingstone den großen Nyassa-See. Wie erstaunten er und seine Begleiter, als sie plötzlich am Ufer dieses großen Binnensees standen! 1861 galten seine weiteren Erforschungen vor allem dem Rovuma-Fluß, der so gut wie unbekannt war. Danach machte sich Livingstone mit großem Eifer daran, dem anglikanischen Bischof bei der Errichtung neuer Missionsstationen behilflich zu sein. Hier konnte der alte Afrikaner alle seine Erfahrungen in die Waagschale werfen. Er hatte inzwischen gelernt, was die Mission brauchte, und wie man Missionsstationen anlegen müsse, um allen Anforderungen gerecht zu werden.

Eine große Enttäuschung war es für Livingstone, daß sich das mitgebrachte Dampfschiff „Ma-Robert", das der

Expedition so große Dienste leisten sollte, als fast unbrauchbar erwies. Es bestand aus neuen Stahlplatten, die noch nicht genügend erprobt worden waren. Bald wies das Schiff so viele Löcher auf, daß man alle Hände voll zu tun hatte, sie wieder abzudichten. Außerdem war der Tiefgang des Dampfbootes so groß, daß es an flachen Stellen schnell festsaß. Auch war die erzielte Geschwindigkeit viel zu gering, gemessen an den großen Holzmengen, die man mühsam herbeischaffen mußte, um den Schiffskessel unter Dampf zu halten. Dazu machten die Maschinen einen so starken Lärm, daß das Schiff von den Eingeborenen wegen des starken Fauchens den Namen „Die Asthmatische" erhielt. Zu allem Überfluß hatte der aus England mitgenommene Schiffskapitän es vorgezogen, in die Heimat zurückzukehren, so daß Livingstone nun auch noch das Kommando übernehmen mußte. Wie dankbar war er jetzt, daß der Kapitän, bei dem er auf seiner ersten Reise nach Afrika in die Lehre gegangen war, ihn mit der Navigation und allen zugehörigen Kenntnissen vertraut gemacht hatte! Späterhin schrieb Livingstone darüber in sein Tagebuch: „Man glaubte, wir könnten uns nicht helfen; aber ich selbst übernahm die Aufgabe der Schiffsführung und habe den Dampfer über eintausendsechshundert Meilen geleitet ... Meine Hauptschwierigkeit besteht darin, daß ich ‚Steuerbord' rufe, wenn ich ‚Backbord' meine, und ärgerlich werde, wenn ich dann den Steuermann das Steuer in verkehrter Richtung halten sehe."

So konnte sich Livingstone nicht sehr auf die moderne Technik verlassen. Als er im November 1858 den Sambesi flußaufwärts bis an die Kebrabasa-Stromschnellen gelangte, die ein unüberwindliches natürliches Hindernis für den schwerfälligen „Ma-Robert" bedeuteten, machte er sich mit zweien seiner weißen Begleiter allein auf den Weg, um dieses Gebiet näher zu erkunden; denn auch die Eingeborenen streikten und wollten sich nicht in dieses gefährliche Gebiet der Untiefen und schnellen Strömungen mit allen seinen Gefahren begeben. Vorsichtig wateten die Männer im schmutzigen Wasser, kletterten in der tropischen Sonnenglut auf Felsblöcke und sprangen von Fels zu Fels, bis ihre Füße

von Steinen und Dornen ganz zerschunden waren. Nachdem Livingstone zweimal bei diesen Stromschnellen gewesen war und sie näher erkundet hatte, erfuhr er auf dem Rückweg, als sie bereits eine Tagereise weit entfernt waren, daß es dort noch eine dritte Stromschnelle gäbe, die er noch nicht gesehen hatte. Sofort kehrte er um und ruhte nicht eher, als bis er durch große Strapazen auch zu der ihm bis jetzt noch unbekannten dritten Stromschnelle gelangt war. Dieses Ereignis spricht so recht für Livingstones Charakter. Für ihn gab es nichts Halbes, um jeden Preis wollte er eine Aufgabe ganz erledigen, auch wenn sie sich als kostspielig, zeitraubend und gesundheitsschädlich erwies.

Immer wieder mußte Livingstone feststellen, daß sein Schiff „Ma-Robert" für diese Expedition ungeeignet war. Er war aber nicht der Mann, sich damit zufrieden zu geben. So schrieb er einen langen Brief an die Regierung in England, daß er sich gedrungen sähe, auf seine eigenen Kosten ein Fahrzeug bauen zu lassen, wenn die Regierung nicht bald Abhilfe schaffen würde. Zugleich beauftragte er einen Freund, zweitausend Pfund von den Geldern, die er für sein Buch erhalten hatte, zu nehmen, um ein solches Schiff in Auftrag zu geben. Livingstones energisches Verlangen blieb nicht ungehört. Am Ende dieser Aktion besaß er zwei Schiffe: den „Pionier" von der Regierung, und die „Lady Nyassa", die jedoch nicht zweitausend, sondern sechstausend Pfund kostete, so daß er zwar nun ein eigenes Schiff besaß, aber auch wieder ein mittelloser Mann geworden war. Nun konnte er an die Erforschung des Schire-Flusses gehen, der bis dahin noch völlig unbekannt gewesen war.

Mit der Übernahme der Expedition und ihrer kostspieligen Ausrüstung war Livingstones Verantwortung in hohem Maße gestiegen, aber in dem gleichen Maße stieg auch sein Vertrauen zu Gott. „Ich vertraue, daß der Herr mit mir ist, wenn auch das Herz mit anderen als religiösen Dingen beschäftigt ist. Ich wünsche, daß mein ganzes Leben durch und durch zu Gottes Ehre diene; und es ist mein ernstes Gebet, daß Gott annehmen möge, was sein eigener Geist eingegeben haben

muß — den Wunsch, ihn zu verherrlichen. Ich habe mich seit kurzem mehr als gewöhnlich zu ernstem Gebet getrieben gefühlt — für die Expedition — für meine Familie — in der Hoffnung, daß es mir vergönnt sei, dies finstere Land dem gesegneten Evangelium zu erschließen. Alles habe ich vor meinem Gott niedergelegt. Gnädiger Herr, habe Barmherzigkeit mit mir! Verlaß mich nicht und wende dich nicht von mir! Er war ein guter Führer in vergangenen Tagen. Alles, was ich empfangen habe, kommt von ihm." Sooft er es vermochte, war Livingstone auch wieder als Missionar tätig und unterwies die Schwarzen jener Gebiete im christlichen Glauben. Dabei war er von aller Umwelt und der Zivilisation abgeschlossen. Wie sehnsüchtig erwartete er Briefe aus der Heimat und vor allem eine Nachricht von seiner Frau! Am 4. November 1859 erhielt er endlich einen Brief, der nun aber bereits ein Jahr alt war, und der ihm mitteilte, daß seine Frau in Kuruman einem Töchterchen das Leben geschenkt habe. „Ein schönes, gesundes Kind. Der Herr segne es und mache es in Herz und Leben zu seinem Kind!" Dieses Mädchen erhielt den Namen Anna Maria. Schon im Oktober hatte Livingstone an seine Schwiegereltern geschrieben: „Der Brief meiner Frau über ihre Entbindung steht immer noch aus, so daß ich noch nicht einmal weiß: ist es ein Junge, Mädchen, Zwillinge oder drei von ihnen?"

Aber auch solche vereinzelten Freudennachrichten konnten Livingstone über die Schwere dieser Expedition mit ihren Strapazen nicht hinwegtäuschen. Die Malaria stellte sich als Geißel Afrikas erneut ein, vor allem bei jenen Teilnehmern der Expedition, die zum ersten Male in Afrika waren. Hitze und Feuchtigkeit taten das ihre, um eine gereizte Stimmung zu erzeugen. Dabei erwies Livingstone sich als ein Führer, der an die anderen die gleichen harten Anfordungen stellte, wie er sie sich selber abverlangte. War er mit den Schwarzen immer wieder nachsichtig, so ließ er bei den Weißen nichts durchgehen und hielt auf unbedingte Disziplin ihm gegenüber. Andererseits sorgte er für seine Leute auf die beste Weise, soweit er es irgendwie

konnte. Aber die Verhältnisse brachten es eben mit sich, daß alle Expeditionsteilnehmer von ihm abhängig waren, ob schwarz oder weiß. Das wußten seine schwarzen Begleiter schon seit langem und verließen sich auf ihn; denn er würde eher sein Leben daransetzen, als daß er ein Versprechen ihnen gegenüber brach. Jedesmal hatte er sie bisher wieder nach Hause gebracht, auch wenn der Entschluß dazu ihm Opfer bedeutete. Wenn Livingstone dann seine Schwarzen nach einer langen Reise in ihre Heimat zurückbrachte, ergaben sich manchmal die komischsten Situationen. Da es für die Schwarzen ja völlig ungewohnt war, den eigenen Stamm für längere Zeit und aufs ungewisse zu verlassen, so rechnete man häufig nicht mehr mit ihrer Rückkehr. Als Livingstone wieder einmal eine Gruppe Eingeborener in ihr Heimatgebiet zurückführte, erfuhr der eine von ihnen, daß sein Freund und Nachbar schon die Totenklage über ihn gehalten hatte, wobei all sein Vieh geschlachtet und in einem großen Leichenschmaus verzehrt worden war. Ein anderer hatte von der Reise eine neue Frau mitgebracht, so daß die daheimgebliebene erste Frau nun ihr Eherecht teilen mußte. Zwei andere erfuhren, daß ihre Frauen inzwischen andere Männer gefunden hatten. Die Frau eines anderen war inzwischen als Zauberin verklagt und erschlagen worden. So hatte Livingstone auch hierbei immer wieder Mühe, jedesmal der rechte Friedensstifter zu sein. Doch seine Leute wußten, daß er sie niemals im Stich ließ.

Unter großen Mühen ging das Jahr 1868 zu Ende. Am 21. Dezember geriet das Schiff „Ma-Robert" auf eine Sandbank, lief voll Wasser und konnte nicht mehr flottgemacht werden. Damit hatte nun alle Not des ständigen Kesselflickens und des mühseligen Brennholzbeschaffens ein Ende gefunden. Ganz kurz diente es noch als Wohnschiff, doch dann mußte es endgültig aufgegeben werden. Nun bedachte man auch nicht mehr, daß unter fünfunddreißig mühsam und von Livingstone zum Teil selbst geflickten Stellen sich etwa hundert Löcher verbargen. So versank das einst stattliche Schiff langsam im Flußschlamm. Ein seltsames Bild in dieser eintönigen Wildnis. Doch der Verlust wurde

bald wettgemacht. Einen Monat später traf der langerwartete „Pionier" ein, der erheblich besser war, aber ebenfalls durch einen zu großen Tiefgang nicht allen Anforderungen gerecht wurde. Immerhin war es noch sicherer, sich einem solchen Dampfschiff mit seinen Gebrechen unter der Gefahr, auf eine Sandbank aufzulaufen, anzuvertrauen, als die Fahrt über Untiefen und Stromschnellen im Kanu anzutreten. Oft genug war dies Livingstones einzige Reisemöglichkeit auf neu entdeckten Strömen. Vor allem brauchte man nun auch nicht mehr die zahlreichen Alligatoren zu fürchten, die solche Ströme bevölkerten und die Kanufahrer gefährdeten. Gerade in jenem Gebiet hatten sich diese Bestien zu Menschenräubern entwickelt, und Livingstone beschreibt einmal das Bild, wie zwei Frauen im Maul dieser gefräßigen Ungeheuer am Schiff vorbeigeschleppt wurden.

Im Februar 1861 trafen die ersten Abgeordneten der Universitäten-Mission ein, um Livingstone und seinen der Expedition beigesellten Bischof in der geistlichen Arbeit zu unterstützen. Livingstone hatte während seines Aufenthalts in England die Studenten der berühmten alten Universitäten Oxford und Cambridge dafür gewinnen können, für diese Mission arbeitswillige junge Menschen bereitzustellen. Drei Missionare und zwei Laienbrüder waren die ersten, die nun den Weg nach Afrika gefunden hatten. Über den ihn begleitenden Bischof Mackenzie hatte Livingstone eine sehr gute Meinung und betraute ihn getrost mit der geistlichen Leitung dieses Unternehmens. „Der Bischof ist ausgezeichnet und gleicht in seiner Bereitwilligkeit, bei allem selbst Hand anzulegen, sehr meinem guten Schwiegervater Moffat." Auch wurde es dem Bischof nicht zu viel, selbst mit Hand anzulegen, wenn der „Pionier" wieder einmal auf Grund gelaufen war und flottgemacht werden mußte. Livingstone war jedoch manchmal verärgert, wenn er den Bischof in der heißen Sonne arbeiten sah, während die anderen Mitarbeiter in den geschützten Kabinen lasen oder schrieben.

Auf der Suche nach einem geeigneten Missionsgebiet für den Bischof und seine Missionare wurde der Sklavenhandel ausschlaggebend, von dem sie in erschrek-

kendem Maße immer mehr sahen und hörten. Während sie den Schire-Fluß hinaufzogen und in einem Dorf Station machten, kam dort eine Sklavenkarawane vorbei. Durch Überraschung gelang es, die Sklaventreiber zu verjagen und die vierundachtzig Männer und Frauen von den Ketten der Sklaverei zu befreien. Dies war gar nicht so einfach; denn die Männer trugen um den Hals ein Sklavenjoch, eine Gabel, die vorn durch einen Eisenstab verschlossen war. Da der praktische Bischof in seinem Gepäck eine kleine Säge mit sich führte, konnte man die Gefangenen schnell lossägen. Männer, Frauen und Kinder waren in diesem Troß vereinigt gewesen, und die Mütter trugen an der Brust oder auf dem Rükken Kinder mit sich, die noch nicht einmal fünf Jahre alt waren. Wie groß war die Freude dieser nun wieder frei gewordenen Menschen! „Die anderen banden uns und ließen uns hungern. Ihr aber zersprengt unsere Bande und laßt uns essen. Was für Menschen seid ihr? Woher kommt ihr denn?“ fragte ein erstaunter kleiner Junge. Zwei Frauen waren am Tage vorher von den Sklavenjägern als abschreckendes Beispiel erschossen worden, da sie heimlich versucht hatten, sich aus ihren Fesseln zu befreien, und ein Mann war vor den Augen aller mit der Axt erschlagen worden. Auch am nächsten Tag konnten weitere Sklaven durch Livingstone und seine Expedition befreit werden, so daß der Bischof sich fröhlichen Herzens entschloß, unter diesen befreiten dankbaren Menschen mit der Missionsarbeit zu beginnen. Doch es kam anders. Da ja nicht nur Europäer und Araber von diesem Sklavenhandel profitierten, sondern auch die einzelnen Häuptlinge Kriege führten, um die gemachten Gefangenen als Sklaven an die Händler zu verkaufen, sahen sich auch die Häuptlinge durch Livingstones Vorhaben in ihrer so ergiebigen Einnahmequelle beeinträchtigt. Während dieser zusammen mit dem Bischof einem solchen Häuptling einen Besuch abstattete, wobei sie an brennenden Dörfern vorbeigekommen waren, die der Häuptling hatte anzünden lassen, um die Menschen dann leichter fangen zu können, erwies dieser sich den Weißen gegenüber als ausgesprochen feindselig. Livingstone und der Bischof wurden mit vergifte-

ten Pfeilen beschossen. Zweimal wäre Livingstone von einem solchen Pfeil fast getroffen worden. Es war das erste Mal, solange er in Afrika weilte, daß er ernsthaft zur Waffe greifen mußte, um auf Schwarze zu schießen. Während er allein reiste, war es ihm jedesmal vergönnt gewesen, solche drohenden Auseinandersetzungen friedlich zu lösen. Da er von vornherein keine Gefahr vermutet hatte und nicht einmal seine Flinte bei sich führte, mußte er sich einen Revolver leihen, um die Feinde zurückzudrängen. Während des ganzen Gefechts beteten der Bischof und Livingstone, doch entgingen sie mit knapper Not der Ermordung.

Es entstand nun die schwerwiegende Frage, wie sich die Mission in Zukunft bei solchen Auseinandersetzungen verhalten solle. Konnte ein Christ um des Evangeliums willen mit der Waffe in der Hand gegen die Schwarzen vorgehen? Der Bischof bejahte diese Frage, um dem Sklavenhandel auf diese Weise um so schneller ein Ende zu setzen. Livingstone blieb bei seinem Nein. Nur mit Liebe, nicht aber mit Gewalt wollte er die Seelen der Schwarzen für das Evangelium gewinnen. Für ihn gab es kein Christentum, das mit der Waffe in der Hand vorging. Er war stets der festen Meinung, sich niemals in afrikanische Streitigkeiten einzumischen. Man hat ihn und seine Haltung in England kritisiert und die des Bischofs gutgeheißen. Es ist schwer, die rechte Entscheidung hierin zu treffen.

Doch über allen Überlegungen stand die praktische Tat. Am 6. August 1861 verließ Livingstone mit einigen Männern, darunter sein eigener Bruder, den „Pionier" und brachte bei Chibasa das Ruderboot zu Wasser, um weiter stromaufwärts, wohin man mit dem Dampfboot nicht mehr kam, einen festen Platz für die Mission zu suchen. Man überwand mit Mühe die Murchison-Fälle, die Livingstone entdeckt und nach dem Vorsitzenden der Missionsbehörde in London benannt hatte, und kam zu dem kleinen See Malombe. Das Ufer dieses flachen Sees war dicht mit einem Gürtel von hohen Papyruspflanzen abgeschirmt, so daß es schwer war, den See verlassen zu können. Hier gelang Livingstone eine Beobachtung, die in der damaligen

Zeit noch nicht näher aufgegriffen wurde. „Myriaden von Moskitos zeigten, wie sie wohl immer tun, die Anwesenheit von Malaria an." Noch war die Vorstellung von dem Zyklus der Krankheitserreger in den Mücken und der Übertragung auf das Blut des Menschen unbekannt. Livingstone hatte aber bereits erkannt, daß die Mücken für diese Krankheit verantwortlich waren. Von dort ging es auf dem ebenfalls von Livingstone entdeckten Nyassa-See weiter. Da man jedoch in der stürmischen Jahreszeit reiste, war das kleine Boot inmitten der hohen Wellen in Gefahr, zu kentern. Es erforderte viel Geduld, bis Livingstone seine sehr verängstigten und ohnehin seekranken schwarzen Ruderer so weit beruhigt hatte, daß er mit ihnen die Reise fortsetzen konnte. Am Ufer aber standen andere Schwarze auf den Felsen und riefen: „Sie sind verloren, sie sind alle tot!" Die gleichen Schwarzen wußten sich vor Freude kaum zu fassen, als er und seine Begleiter endlich das sichere Land erreichten.

An diesem See begegnete Livingstone schwarzen Menschen, die es nicht fassen konnten, weiße Wesen vor sich zu haben. Die größte Freude empfanden diese Naturkinder aber dann, wenn sie sahen, wie sich die Weißen mit Seife wuschen. Noch fünfzig Jahre später war die einzige Erinnerung eines alten Mannes an Livingstone die, „daß er etwas in seine Hand nahm, es ins Wasser tauchte und seinen Kopf so lange rieb, bis sein Gehirn herauskam". Andererseits aber kam man den Weißen nicht sehr respektvoll entgegen, sondern bestahl die ganze Gesellschaft in ihrer Abwesenheit vom Zelt, so daß Livingstone keine Kleidung mehr zum Wechseln hatte.

Doch die ganze anstrengende Reise in dem offenen Boot unter heißer afrikanischer Sonne wurde zu einem Mißerfolg. Man fand keinen geeigneten Platz für eine neue Missionsstation. Wohl brachte Livingstone eine reiche wissenschaftliche Ausbeute an geographischen Daten und naturwissenschaftlichen Erkenntnissen mit, die eine einzigartige Bereicherung der Kenntnisse von diesem Gebiet bedeuteten, doch war ihm dies ja nicht die Hauptsache gewesen. Auf Grund der Vögel und

Tiere, Muscheln und Fische, die er beobachtet und gesammelt hatte, kam er zu dem genialen Schluß, „daß einst eine Kette von Seen zwischen Südafrika und Palästina bestanden haben muß". Abschließend schrieb Livingstone über die Bootsfahrt in seinem Bericht: „Am 8. November kehrten wir in sehr schlechter Verfassung zum Schiff zurück, nachdem wir mehr als auf einer anderen Reise gehungert hatten." Auch seinem eigentlichen Ziel, etwas gegen den Sklavenhandel tun zu können, war er keinen Schritt näher gekommen. „Neunzehntausend Sklaven allein von diesem Nyassa-Land passieren jährlich die Zollgebäude von Sansibar . . . die vielen Skelette, die wir zwischen den Felsen und Wäldern sahen, an den kleinen Teichen und entlang dem Pfad der Wildnis, bezeugen das schreckliche Opfer des menschlichen Lebens, das direkt oder indirekt diesem Handel der Hölle dargebracht wird."

Eine doppelte Freude aber erwartete Livingstone bei seiner Rückkehr. Einmal war es seine Frau, die sich aufgemacht hatte, um wieder wie in früheren Tagen ihren Mann auf seinen Reisen zu begleiten, und zum anderen war aus England das langerwartete Schiff — sein eigenes Schiff! —, die „Lady Nyassa", eingetroffen. Als das englische Schiff auf der Suche nach Livingstone in Sichtweite des „Pionier" war, signalisierte der Kapitän: „Ich habe Dampfboot in der Brigg." Livingstones Antwort: „Willkommene Nachricht." Daraufhin der Kapitän: „Frau an Bord." Livingstone: „Meinen besten Dank!" Damit schloß „die interessanteste Unterhaltung", wie Livingstone ausführte, „die ich seit langer Zeit gehabt hatte". Frau Livingstone war besonders froh, ihren Mann wiederzusehen; denn unterwegs hatten beide Schiffe sich verfehlt, was in jenen großen Gebieten leicht möglich war. Dann wurde ihr eigenes Schiff durch einen hereinbrechenden Sturm vom Kurs abgedrängt, anschließend brach Feuer an Bord aus, doch im letzten Augenblick wurde die Brigg in wunderbarer Weise gerettet. Nun aber konnte Frau Livingstone doch noch die letzten wenigen Monate, die ihrem Leben beschieden waren, an der Seite ihres Gatten verbringen.

Die „Lady Nyassa", Livingstones neues, eigenes Schiff, war in Stücke zerlegt über den Ozean transportiert worden, obwohl er ausdrücklich gewünscht hatte, daß es aus eigener Kraft den Weg über das Meer antreten sollte. So brauchte er lange Zeit zum Zusammenbau des Schiffes. Als dies endlich gelungen war, hatte man den Zeitpunkt zum Aufbruch an den See verpaßt und mußte auf die nächste Regenzeit warten. Doch auch dann erwies sich die Fahrt mit dem neuen Schiff als eine Tortur; denn in den seichten Gewässern saß es alle Augenblicke auf Grund. Es brauchte jedesmal große Mühe, das Fahrzeug dann wieder flottzumachen.

So war Livingstone in keiner rosigen Stimmung. Hinzu kam noch, daß er zu dieser Zeit die Nachricht vom Tod des wackeren Bischofs Mackenzie erhielt. Der Bischof hatte sich auf eine eigene Expedition begeben, um gefangene Männer zu befreien, die in die Sklaverei geführt werden sollten. Das Unternehmen gelang zunächst. Aber auf dem Rückweg schlug das Kanu des Bischofs um, wobei auch die gesamten Medikamente verlorengingen. Kurze Zeit später starb der Bischof an der Malaria. Damit hatte Livingstone einen seiner treuesten Mitarbeiter verloren. Doch auch dieser Verlust bestärkte ihn nur noch in seinem Entschluß: „Wir müssen uns unter den Willen desjenigen beugen, der alles wohl macht; aber ich kann nicht umhin, mich im Hinblick auf die Wirkung, welche die Nachricht zu Hause haben wird, traurig und beunruhigt zu fühlen. Ich werde von meiner Arbeit kein Haarbreit abweichen, solange ich am Leben bleibe, und ich hoffe, die Freunde der Mission werden nicht von allem, worauf sie ihr Herz gesetzt haben, zurückschrecken."

Doch es blieb nicht bei diesem einen Opfer für die Mission. Der Tod forderte noch ein zweites, für Livingstone weitaus schmerzlicheres Opfer. Am 21. April erkrankte Frau Livingstone erneut an der Malaria, und schnell verzehrte die Krankheit ihre ohnehin schon erschöpften Kräfte. Livingstone konnte das schwere Leid, das nun über ihn hereinbrach, kaum fassen. Wir lesen darüber in dem Bericht des Augenzeugen Dr. Stewart: „Er saß an der Seite eines rohen, aus Kisten gebildeten,

aber mit einer weichen Matratze bedeckten Bettes, auf dem seine sterbende Frau lag. Alles Bewußtsein war jetzt geschwunden, da sie sich in einem Zustand tiefer Lethargie befand, aus dem sie aufzuwecken alle Bemühungen vergeblich gewesen waren. Die stärksten medizinischen Mittel und die Stimme ihres Gatten waren gleich machtlos, zu dem Geiste zu dringen, der noch nicht geschieden war, aber jetzt so schnell in die Tiefen des Schlummers, der Dunkelheit und des Todes versank. Die Starrheit des Gesichtsausdrucks und das mühsame und schwere Atmen machten es nur zu deutlich, daß das Ende nahe war. Und der Mann, der so oft dem Tode ins Antlitz geschaut und so vielen Gefahren getrotzt hatte, war jetzt gänzlich gebrochen und weinte wie ein Kind." Kurze Zeit später trat der Tod ein. „Es ist der schwerste Schlag, den ich erhielt, und er beraubt mich gänzlich meiner Kräfte . . . O meine Maria, meine Maria! Wie oft haben wir uns, seitdem wir nach Kolobeng verschlagen worden, nach einem ruhigen Heim gesehnt; gewiß nahm der gütige Vater, der weiß, was für ein Gemächte wir sind, Dich hinweg, weil er Dich entschädigen wollte, indem er Dich zu der besten Heimat, der ewigen, im Himmel brachte."

Unter einem großen Baobab-Baum zu Schupanga bestattete Livingstone die sterbliche Hülle seiner Frau, die ihm nach seinen eigenen Worten das Liebste auf Erden gewesen war. Nun hatte er zwei Gräber in Afrika, die seinem Herzen lieb und wert waren. Doch diese Opfer wollte und mußte er bringen, wenn sie von Gott gefordert wurden. Keinen Augenblick schreckte er zurück, sondern war nach wie vor bereit, die Sache seines himmlischen Herrn voranzutreiben. Vierzehn Tage nach dem Tode seiner Frau schrieb Livingstone in sein Tagebuch: „Zum ersten Male in meinem Leben fühle ich mich bereit, zu sterben." Und an seine Tochter Agnes schrieb er: „Ich beuge mich vor der göttlichen Hand, die mich züchtigt. Gott gebe, daß ich lerne, was er mich lehren wird!"

Dennoch raffte er sich wieder auf. Er wußte, sein Werk und seine Aufgabe waren noch nicht beendet. „Ich arbeite mit all der Kraft, die ich noch habe, und werde

es bis zuletzt tun." Am 10. Januar 1863 wurde die „Lady Nyassa" vom „Pionier" in Schlepp genommen, und es ging den Schire-Fluß stromaufwärts. Doch welch ein Unheil hatte inzwischen der Sklavenhandel angerichtet! „Es dauerte nicht lange, so stießen wir auf die Verwüstungen des berüchtigten Mariono. Die Leute in den kleinen Weilern waren überall am Verhungern, ihrer Ernten und Vorräte beraubt. Die Frauen sammelten auf den Feldern kriechendes Getier, Wurzeln, Beeren, kurz, was etwa eßbar war. Leichname schwammen täglich an uns vorüber, und des Morgens mußten die Ruderräder von den Leichen befreit werden, die nachts die Schaufel erfaßt hatte. Viele Meilen weit war die ganze Bevölkerung vernichtet worden. Das Herz tat einem weh, wenn man weit und breit die Verwüstung sah, die einst so belebten Flußufer waren jetzt totenstill; die Dörfer lagen in Asche, und Grabesruhe lagerte über den Orten, wo noch vor kurzem Haufen eifriger Verkäufer mit den mannigfachen Erzeugnissen ihres Gewerbefleißes erschienen waren. Hie und da gewahrte man einen verfallenen Schuppen, darin ein verhungerter Fischer saß. Allenthalben der Anblick und der Geruch von Leichen! Viele Gerippe lagen am Wege, wo die Ärmsten vor Schwäche umgefallen waren und den Geist ausgehaucht hatten. Gespensterhafte, noch lebende Gestalten von abgezehrten Knaben und Mädchen, mit matten, glanzlosen Augen, krochen noch um einige Hütten herum; noch wenige Tage des Hungerns, und auch sie waren bei den Toten." Auch von den Missionaren waren dabei zwei den Opfertod für ihren Glauben gestorben. Inmitten aber dieses großen menschlichen Elends fanden sie das Grab des Bischofs Mackenzie, der für seine schwarzen Mitmenschen sein Leben eingesetzt hatte. Nicht auf einem stillen Friedhof in England ruhte er nun, sondern inmitten grauenvollen Leides. „Wohin wir auch unseren Fuß setzten, sahen wir in jeder Richtung menschliche Skelette, und es hatte ein schmerzliches Interesse, die verschiedenen Stellungen, in denen die armen Elenden ihren letzten Seufzer ausgehaucht, zu beobachten. Ein ganzer Haufen war einen Abhang hinter einem Dorfe hinabgeworfen, wo

die Flüchtlinge oft von Osten her über den Fluß setzten; und in einer Hütte in demselben Dorfe wurden nicht weniger als dreißig Trommeln gesammelt, wahrscheinlich die Bezahlung des Fährmanns. Viele hatten ihre Leiden unter schattigen Bäumen, andere unter hervorragenden Felsen in den Hügeln beendet, während andere in ihren Hütten bei verschlossenen Türen lagen, den armseligen Fetzen um die Lenden, den vom Kissen gefallenen Schädel, das kleine Skelett des Kindes, das zuerst umgekommen, in einer Matte zwischen zwei großen Skeletten aufgerollt. Der Anblick dieser Wüste, die vor achtzehn Monden noch ein wohlbevölkertes Tal gewesen und nun buchstäblich mit menschlichen Gebeinen übersät war, zwang uns die Überzeugung auf, daß die Zerstörung von Menschenleben in dieser Gegend, wie groß sie auch war, nur einen kleinen Teil der Verwüstung bildet, und daß, wenn nicht der Sklavenhandel — dieses Ungeheuer von Ungerechtigkeit, das so lange über Afrika gebrütet — zerdrückt wird, ein gesetzmäßiger Handel nicht Wurzel schlagen könne." Noch stärker aber als bisher drängte Livingstone nun auf den Weitermarsch, und dem Sklavenhandel galt fortan allein sein Kampf. In drei Monaten mühsamen Weges gelangte man endlich an die Murchison-Fälle, wo die „Lady Nyassa" wieder auseinandergenommen und auf einer etwa vierzig Meilen langen improvisierten Straße mühselig über Land zum großen Nyassa-See transportiert werden mußte. Welch eine Anstrengung, unter tropischer Sonnenglut mit unzureichenden Mitteln und ungeübten Kräften den Transport eines Dampfschiffes über Land auszuführen und zu bewältigen! —

Fast wähnte Livingstone sich am Ziel, da kam von England die unverständliche Anweisung, er solle seine Expedition abbrechen und alle Beteiligten nach England zurückkehren lassen. Ach, was hätte er darum gegeben, wenn er doch noch sein Schiff auf dem von ihm entdeckten See hätte navigieren dürfen! Sein Schiff, das den Namen eben dieses Sees trug. „Ich kann kaum schreiben vor Schmerz, lieber möchte ich mich hinsetzen und weinen." Es ging ihm nicht um die Ehre, sondern um die Fortsetzung und erfolgreiche Beendigung seiner

Aufgabe. Nun aber sollte er diese Aufgabe abbrechen und als ein vom Mißerfolg Gezeichneter nach England zurückkehren. Livingstone, der Mann, der niemals aufgab, empfand unter diesem Befehl seiner Regierung einen tiefen Schmerz.

So wollte und konnte er nicht nach England zurückkehren. Zwar boten ihm die Portugiesen für sein Schiff viel Geld, doch um keinen Preis wollte er diesen Befürwortern des Sklavenhandels sein Fahrzeug überlassen. „Lieber sehe ich es in die Tiefe des Ozeans versinken. Haben uns doch eben diese Portugiesen mit ihren Sklavenjagden an der Ausführung unserer Pläne gehindert."

Es gab verschiedene Gründe für seine Rückberufung nach England. Einmal wollte die englische Regierung es politisch nicht mit den Portugiesen verderben. Der unerschrockene Livingstone sprach nämlich eine sehr offene Sprache gegen diese in ihrer Befürwortung des Sklavenhandels. Dann wurde den Engländern die Expedition langsam zu teuer, obwohl Livingstone selbst sechstausend Pfund, den Erlös seines Buches, privat beigesteuert hatte, vor allem für den Bau seines eigenen Schiffes. Er hatte gehofft, diese Summe einmal von der Regierung zurückzuerhalten, doch davon war nun mit keinem Wort mehr die Rede. Zwar hatte er in Kogone Häfen entdeckt und festgestellt, wie weit der Sambesi schiffbar war. Auch hatte er untersucht, auf welche Weise der Boden ausgenutzt und bebaut werden konnte, und wieweit er verseucht war. Doch der Regierung erschienen alle diese Ergebnisse zu gering. Nicht zuletzt aber hatten sich ehemalige Expeditionsmitglieder, die Livingstone gleich am Anfang disziplinarisch nach England zurückversetzt hatte, öffentlich über ihren Expeditionsleiter beschwert. Hätte er mit großartigen Erfolgen aufwarten können, die für England Reichtum und Ehre mit sich gebracht hätten, dann wäre er weiterhin der gefeierte Held geblieben. So aber dachte man nur an die vielen Kosten, die diese Expedition bis jetzt verursacht hatte. Willig hatte man alle diese Jahre die notwendigen Mittel bereitgestellt und wartete von Jahr zu Jahr darauf, daß der entsprechende Erfolg den Einsatz belohnen würde. Nun aber war dieser ausgeblieben.

Die Schuld dafür suchte man allein bei Livingstone. So verließ er das zweite Mal Afrika. Diesmal aber nicht als der Mann, der großen Ehrungen entgegenging, sondern als einer, der wußte, daß man über ihn zu Gericht sitzen und den Stab brechen würde. Doch mochten sie in ihren enttäuschten Hoffnungen ihn auch alle schelten, das eine wußte Livingstone nur um so gewisser: keinen Schritt war er in all diesen Jahren von seiner Berufung abgewichen, Gott allein zu dienen zum Wohl der armen Schwarzen in Afrika.

Auf der Suche nach den Nilquellen

Nach diesem so traurigen Abschluß seiner einst groß angelegten Expedition, die Livingstone als englischer Konsul geleitet hatte, tat er etwas, was niemand zunächst für möglich gehalten hätte. Anstatt sofort nach England zurückzukehren, machte Livingstone sich mit seinem Schiff „Lady Nyassa" auf den Weg nach Indien, um es dort so günstig wie möglich zu verkaufen. Auf keinen Fall wollte er sein Fahrzeug wieder nach England zurückkehren lassen. Von Mozambique aus, wo er in einen Orkan geriet und beinahe unterging, trat er den Weg nach Bombay an. Seine Besatzung bestand aus vier Europäern und neun Schwarzen, die jedoch noch niemals das Meer gesehen hatten. Livingstone hoffte, die Strecke von Mozambique bis Bombay in achtzehn Tagen bewältigen zu können, wobei er auf die günstigen Passatwinde rechnete. Obwohl man nur geringen Proviant und wenig Wasser mitgenommen hatte, wurden jedoch fünfundvierzig Tage daraus, da das Schiff allein fünfundzwanzig Tage lang infolge absoluter Windstille mit flach herabhängenden Segeln kein Stück weiterkam. Zwar befand sich eine Dampfmaschine an Bord, die das Schiff hätte vorantreiben können, doch da die Mannschaft bald erkrankte, ruhte die Hauptlast abermals auf Livingstones Schultern. Zudem fehlte es sowohl ihm als auch seiner Besatzung an Erfahrung auf dem offenen Meer, für das sein Schiff ja ohnehin nicht gebaut gewesen war. So umdüsterte sich sein Sinn mehr und mehr, und er begann zu zwei-

feln, ob er sein Ziel jemals erreichen würde. „Oft habe ich das Gefühl, als sollte ich auf dieser Reise sterben, und ich wünsche, ich hätte meinen Bericht und auch die Karte vom Sambesi an die Regierung geschickt. Oft wünsche ich, es möge mir gestattet sein, etwas für das umnachtete Afrika zu tun ... Habe ich nicht vergeblich gearbeitet? Soll ich weggenommen werden, ehe ich irgend etwas für eine dauernde Verbesserung in Afrika getan? Ich bin nutzlos gewesen, kann aber noch etwas tun durch Mitteilung von Kenntnissen. Wenn ich am Leben bleibe, dann möge Gott geben, daß ich treuer werde, als ich gewesen, und möge er den Weg für mich öffnen!" Diese Stimmung übertrug sich auch auf seine Mannschaft. Während sie so in der Windstille und der heißen Sonne ihren trüben Gedanken nachhingen, schrieb Livingstone in sein Tagebuch: „Alle schlecht aufgelegt, und ich fühle mich leider genötigt, mich ihnen anzuschließen." Daneben aber gab es auch wieder Tage der Freude; denn Ende Mai setzte eine frische Brise ein, und damit kamen auch fliegende Fische an Bord, die zur hochwillkommenen Bereicherung der einseitigen Bordverpflegung wurden. Zeitweilig wurde der Wind so stark, daß Segel zerrissen und das Schiff sich hart auf die Seite legte. Dann hatte seine sturmesungewohnte Mannschaft alle Hände voll zu tun, um den Schaden wieder in Ordnung zu bringen und die Segel zu bergen. Nach anstrengender und entbehrungsreicher Reise gelang es Livingstone endlich, am 11. Juni 1864 sicher den Hafen von Bombay anzusteuern. Zweifellos war dies eine navigatorische Leistung, die davon zeugt, wie sehr er mit Kompaß, Chronometer und Sextanten vertraut war. Doch sein Schiff war so klein, daß es gar nicht auffiel, als es in den Hafen von Bombay einlief. Kaum in Indien angekommen, verlor Livingstone sich sofort wieder in naturwissenschaftlichen Betrachtungen und Überlegungen. Er war und blieb auch hier wieder der geborene Forscher, mochte der Ausgang der letzten Expedition seinem Selbstvertrauen auch einen empfindlichen Stoß versetzt haben.

So nimmt es uns nicht wunder, zu erfahren, daß in

ihm immer mehr der Plan Gestalt annahm, eine neue Expedition für Afrika auszurüsten. Seine Aufgabe schien ihm immer noch nicht beendet, und wenn er sich auch in England großen Schwierigkeiten gegenübersah, wollte er doch nichts unversucht lassen, seine Lebensaufgabe erneut anzupacken. Noch hatten so viele Probleme keine Lösung gefunden. Wo zum Beispiel konnte man die sagenumwobenen Nilquellen vermuten? Man müßte sie finden können, wenn man mit Ausdauer nur tief in das Landesinnere eindrang. Für die Lösung dieses Problems aber brauchte Livingstone Geld. Darum ließ er zunächst die „Lady Nyassa" in Bombay zurück, borgte sich das notwendige Reisegeld und fuhr, diesmal allerdings wieder als Passagier, nach England zurück, wo er am 23. Juli 1864 eintraf. Der Empfang war freundlicher und höflicher, als er zunächst erwartet hatte. Auch jetzt erhielt Livingstone wieder die verschiedensten Einladungen, um von seiner Expedition zu berichten. Doch es drängte ihn heim zu seiner alten Mutter, die lange Zeit brauchte, um ihren Jungen wiederzuerkennen. Hier in Schottland sah er auch seine inzwischen herangewachsenen Kinder. Zum ersten Male in seinem Leben stand er nun seiner jüngsten Tochter Anna Maria gegenüber, die inzwischen sechs Jahre alt geworden war. Wie sehr wurde Livingstone dabei an seine Frau erinnert. die nun schon so lange in afrikanischer Erde ruhte! Aber noch eine weitere schmerzliche Nachricht wartete auf ihn. Sein Sohn Robert, der nach Livingstone „etwas von der Vagabundennatur seines Vaters" geerbt hatte, und der schon frühzeitig beschloß, „ein Reisender wie sein Vater zu werden", war gleich nach dem Tode der Mutter von England abgereist, um zu seinem Vater nach Afrika zu eilen. Er hatte gehofft, in Kuruman bei seinen Verwandten Unterstützung zu finden; doch war gerade kurz zuvor auch sein Onkel Moffat gestorben. Da Robert nun keine Möglichkeit fand, an den Sambesi und damit zu seinem Vater zu gelangen, setzte er seine Reise nach Amerika fort, wurde dort Soldat im Kampf wider die Sklaverei, wurde verwundet und starb im Alter von erst neunzehn Jahren.

Um so mächtiger zog es Livingstone nun zurück nach Afrika. Zunächst wollte er im Jahre 1865 noch seine letzten afrikanischen Erfahrungen gedruckt erscheinen lassen, um dann wieder völlig frei zu sein für die alte Aufgabe. Ob er wohl die Nilquellen entdecken und die große afrikanische Wasserscheide finden würde? Es war ihm gesagt worden, daß er sich bei diesem Versuch einen noch größeren Namen erringen würde, als dies bisher schon der Fall war. Doch ihn lockte nicht diese zukünftige Ehrung. „Ich könnte mich nicht dazu verstehen, bloß als Geograph zu reisen, sondern werde beides treiben, Mission und Geographie, weil ich mich nur dabei auf dem Weg der Pflicht weiß." Immer klarer wurde ihm auch, daß er für diese neue Expedition keine große finanzielle Unterstützung seitens der Regierung zu erwarten hatte. Er sah ein, daß er wieder einmal ziemlich auf sich allein gestellt war. Zwar beehrte man ihn aufs neue mit dem Rang eines Konsuls, jedoch ohne Gehalt, und es war die Bedingung daran geknüpft, daß er später keinen Anspruch auf eine Alterspension habe. Eine Vereinbarung, die den empfindlichen Livingstone innerlich erheblich verletzte. Somit war die glänzende Konsulsuniform, die er nun bis an sein Lebensende trug, eigentlich nichts weiter als eine äußere Fassade. Von der englischen Regierung erhielt er ganze fünfhundert Pfund, um die zweite Expedition ausrüsten zu können. Was war das für eine lächerliche Summe im Vergleich mit den sechstausend Pfund, die er allein aus eigener Tasche in sein Schiff gesteckt hatte! Ebenso engherzig erwies sich die Königlich-Geographische Gesellschaft, die auch ihrerseits zu dem neuen Unternehmen fünfhundert Pfund beisteuerte, jedoch die Bedingung stellte, daß Livingstone dafür jede Nacht seine jeweilige geographische Lage zu bestimmen und aufzuzeichnen hätte, und daß bei seiner Rückkehr alle Aufzeichnungen der Geographischen Gesellschaft gehören sollten. Livingstone nahm auch diese schmachvolle Bedingung an. Er wollte ja keinen Reichtum erwerben, sondern seine Lebensaufgabe beenden. Ein einziger Freund erwies sich als hochherzig, indem er Livingstone aus seiner eigenen Tasche tausend

Pfund zur Verfügung stellte. So konnte er doch wenigstens die Erziehung seiner Kinder sicherstellen, die er nun für immer verlassen mußte.

Um aber das weitere notwendige Geld für die Expedition frei zu machen, eilte Livingstone nach Bombay zurück, um dort die „Lady Nyassa" zu verkaufen. Leider erhielt er erheblich weniger dafür, als er erhofft hatte, und zu allem Unglück ging das Geld aus diesem Erlös durch einen Konkurs der Bank, in der Livingstone es hinterlegt hatte, verloren, ein schwerer Schlag für den langsam gramgebeugten Mann. Doch er hatte in seinem harten Leben gelernt, solche Schicksalsschläge zu tragen.

Im Januar 1866 kehrte Livingstone nach Afrika zurück. Voller Grauen schritt er in Sansibar über den dortigen Sklavenmarkt, wo dreihundert Sklaven zur Besichtigung und zum Verkauf ausgestellt waren. Es waren vor allem Neger aus jenen Gebieten, die Livingstone bereist hatte, und deren Stämme er persönlich gut kannte. Wie erschütterte es ihn, als er einige unter diesen Elendsgestalten wiedererkannte! Hier erfuhr er auch, daß der deutsche Forscher Baron von der Decken von Eingeborenen ermordet worden war. Doch Livingstone fragte nicht viel danach; denn er war ja nach Afrika zurückgekehrt, um hier selber zu sterben. „O Gott, in deiner Hand sind meine Tage! Gehe du mit mir, so bin ich sicher; vor allem brauche mich zu deinem Friedenswerk!"

Livingstone hatte sich aus Indien dreizehn Sepoys und einige Schwarze der dortigen Mission mitgebracht. Außerdem führte er dreizehn Büffel mit einem Kalb, sechs Kamele, zwei Maultiere und vier Esel mit sich, um festzustellen, ob diese indischen Tiere dem afrikanischen Klima mit seinen Seuchen besser Widerstand leisten könnten. Die Malaria und die Tse-Tse-Fliege in ihren Auswirkungen wollte er auf dieser Expedition besonders studieren. Allein an dieser Frage entschied sich, ob man Missionsstationen anlegen konnte oder nicht. Doch neun Büffel gingen schon in Sansibar zugrunde, und da die Sepoys die Tiere grausam quälten und mißhandelten, mußte der Tierfreund Livingstone diese indischen

Treiber nach vier Monaten entlassen. Am 19. März 1866 war er aufgebrochen, um zunächst dem Rowuma-Fluß zu folgen. Sein Gebet am Anfang dieser Expedition war: „Ich vertraue darauf, daß der Allerhöchste mich in diesem Werk segnen wird, mir den rechten Einfluß in den Augen der Heiden schenkt und meinen Verkehr mit ihnen zum Segen werden läßt." Doch schon als Livingstone in Gebiete kam, in denen die große Dürre eine Hungersnot verursachte, verließ ihn der erste Teil seiner trägen, oft diebischen und unehrlichen Begleiter. Noch stärker aber wurde seine so seltsam zusammengewürfelte Expedition beunruhigt, als man in Gegenden gelangte, wo der Sklavenhandel bereits ganze Landstriche entvölkert hatte. Da kam es vor, daß die Wege von erschossenen, zu Tode gepeitschten und sterbenden Sklaven gesäumt waren. So heißt es am 19. Juni 1865: „Wir kamen an einer Frau vorbei, die mit dem Nacken an einen Baum gebunden und tot war . . . Wir sahen andere in gleicher Weise angebunden, und eine lag auf dem Pfad, erschossen oder erstochen; denn sie lag in einer Blutlache." Immer wieder schreibt er in seinem Tagebuch von den Schädeln und Knochen, die den Weg säumten und ihm so zur Gewohnheit wurden, daß er sie fast nicht mehr sah.

Als junger Mann mit siebenundzwanzig Jahren hatte er als einzelner den heldenhaften Entschluß gefaßt, dieses Sklavenelend zu bekämpfen. Nun aber zählte er dreiundfünfzig Jahre. Die Jugend war geschwunden, und als alter Mann setzte er seinen Weg durch die gleichen Gebiete fort, um schmerzlich feststellen zu müssen, daß sich fast nichts gebessert hatte. Da vergaß dann Livingstone sogar seinen nagenden Hunger und wünschte sich am liebsten weit weg von dem Ort solcher menschlichen Greuel. Am 27. Juni fährt er in seinem Tagebuch fort: „Einer unserer Leute ging umher und fand eine Anzahl von Sklaven mit ihren Sklavenstöcken um den Hals, die von ihrem Herrn infolge von Nahrungsmangel verlassen worden waren. Sie waren zu schwach, um sprechen zu können oder zu sagen, woher sie kamen. Einige waren noch sehr jung." Nur dann sah Livingstone noch manchmal

einen Erfolg, wenn er darauf drang, daß vorbeiziehende Sklaven augenblicklich von ihren Fesseln befreit und freigelassen wurden. Zu dieser Verzweiflung an seiner Aufgabe kam aber noch eine allgemeine und langsam zunehmende Abnahme seiner Körperkräfte. Dennoch nahm er darauf keine Rücksicht. Wie in früheren Jahren gab es auch jetzt für ihn nur eine einzige Devise: „Vorwärts!" Diesen Befehl rief er sich immer dann zu, wenn es nicht mehr weiterzugehen schien. „Das rein körperliche Vergnügen des Reisens in einem wilden, unerforschten Lande ist sehr groß... Der Schweiß der Stirn ist kein Fluch mehr, wenn man für Gott arbeitet; er ist nervenstärkend und wirklich ein Segen." Wieder war Livingstone, wie schon in früheren Zeiten, der einzige Weiße, der sich inmitten der Eingeborenen einer solch gefahrvollen Reise aussetzte. Doch fühlte der sonnverbrannte Mann sich ja inzwischen auf diesem Kontinent völlig wie zu Hause, und wie groß war die Freude, als er endlich wieder an *seinem* See, dem Nyassa-See, anlangte! „Mir war zumute, als sei ich in eine liebe alte Heimat zurückgekehrt, und welch ein Genuß, dem Rauschen der Wellen zu lauschen und in dem köstlichen Wasser zu baden!" Hier aber verließ ihn ein Teil seiner eingeborenen Mannschaft, nahm heimlich erhebliche Bestände seiner Ausrüstung mit, und um ihr eigenes Verhalten zu rechtfertigen, verbreiteten sie das Gerücht, Livingstone sei auf dieser Reise von feindlichen Eingeborenen ermordet worden, wobei ihm mit einer Streitaxt das Haupt vom Rumpf abgeschlagen worden sei. Schon berichteten die englischen Zeitungen in der Heimat voller Anteilnahme ihren Lesern diese Trauerbotschaft, und noch einmal dachte man an den großen Helden, der nun in Afrika sein Ende gefunden hatte. Wie groß war die Freude aber dann, als sich auf Grund von Nachforschungen herausstellte, daß Livingstone doch noch lebte! Glücklicherweise ahnte dieser von all dem nichts, sondern setzte unbeirrbar seinen Weg in die afrikanische Wildnis fort. Gut, daß er schon in früheren Jahren gelernt hatte, den Hunger zu ertragen; denn oft bildeten seine einzige Nahrung

Schwämme, wie er sie an den Baumwurzeln fand. Dennoch vertraute er weiterhin dem, der die Vögel unter dem Himmel nährt und die Lilien auf dem Felde kleidet. „Sagt er uns denn nicht: kein Sperling fällt zur Erde ohne den Willen eures Vaters? Er, der da wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann, läßt sich herab, für unsere geringsten Bedürfnisse zu sorgen, indem er zu jeder Stunde, in jedem Augenblick mit unendlich wachsamerer Sorgfalt uns behütet und leitet, als wir mit unserer äußersten Selbstliebe es tun können. Mit diesen treuen Augen über mir kann ich sicher mein Ziel verfolgen und unter die Heiden gehen, um ihnen die Botschaft des Friedens und göttlichen Wohlgefallens zu bringen."

Doch Livingstones Gesundheit litt immer mehr. „Ich bin beinahe zahnlos und in meiner zweiten Kindheit. Der grüne Mais war in einer Gegend fast die einzige Nahrung. Von der harten Speise lockerten sich meine Zähne immer mehr, bis sie mich schmerzten. Ich mußte sie ausreißen und tat das, indem ich einen starken Zwirn um den Zahn mit einem Schifferknoten befestigte und das andere Zwirnsende an einen Baumzweig band und mit Pistole oder Stock auf den Faden schlug, und der Zahn baumelte am Faden, ohne daß ich einen Schmerz verspürte." Zudem traf ihn schwer der Verlust seiner Reiseapotheke, die durch einen eingeborenen Träger gestohlen worden war. Schon glaubte Livingstone, jetzt wäre über ihn das Todesurteil gesprochen, „aber es geschieht ja nichts ohne den Willen meines Vaters im Himmel". In diesem Zustand völliger Hilflosigkeit und fieberkrank entdeckten ihn arabische Händler, die sich seiner annahmen. Wohl war er nahezu unfähig, aus eigener Kraft weiterhin eine solch gefahrvolle Reise durchzuführen; doch der Erfolg gab ihm diesmal recht. Im Jahre 1867 gelangte er endlich an den großen Tanganjika-See und entdeckte den Moero-See. Zwei Jahre lang war er nun schon wieder unterwegs, und er hoffte sehr, in Ujiji am Tanganjika-See Briefe seiner Kinder aus der Heimat und neue Vorräte vorzufinden. So war es jedenfalls ausgemacht worden. Wie groß aber war seine Enttäuschung, als der

kranke Mann anlangte und keinen einzigen Brief seiner Lieben vorfand! Auch die Vorräte von Perlen und Tüchern, die er notwendig als Zahlungsmittel für die Eingeborenen brauchte, um dafür die erforderlichen Lebensmittel erwerben zu können, waren in der Zwischenzeit gestohlen und verkauft worden. Das nächste Lager aber, wo er vor allem Nachschub an Medikamenten wußte, konnte er nicht erreichen; denn es war dreizehn Tagereisen entfernt und führte durch feindliche Gebiete. Livingstone stieß hier mit einem Häuptling zusammen, der bei geringsten Vergehen seinen Leuten Ohren und Hände abschneiden ließ, und von einem anderen Häuptling hieß es, daß er alle Fremden sofort töten würde. Gar zu gern hätte Livingstone den See, der dort in der Nähe lag, mehr erforscht. Allein die Vorsicht gebot ihm, hiervon Abstand zu nehmen. Trotz allen Forschergeistes wollte er sein Leben nicht unnötig aufs Spiel setzen. In seiner großen Niedergeschlagenheit und Enttäuschung schrieb er hier vierzig Briefe, gab sie einem Boten mit und hoffte, daß sie wohlbehalten in die Heimat gelangen würden. Doch kein einziger Brief erreichte jemals Sansibar oder England.

In dieser Zeit beschäftigte er sich immer stärker mit dem Gedanken des Todes. Am Anfang seines Tagebuches für das Jahr 1868 steht das Gebet, Gott möge ihn innerlich zubereiten, sollte er in diesem Jahr sterben müssen. Noch galt seine Suche der Wasserscheide, die in der Vorstellung der Geographen der damaligen Zeit eine große Rolle spielte. Je mehr Seen oder Gewässer Livingstone entdeckte, desto näher glaubte er sich seinem Ziel. Auch daran, daß er endlich in dieser Wildnis die noch nie gefundenen Nilquellen entdecken würde, glaubte er fest. Er hatte alle Schriften über dieses Problem genau studiert, angefangen von der Meinung des Altertums, der Nil käme aus dem Ozean. Livingstone hielt fest an seiner eigenen Meinung, der Nil müsse seinen Ursprung aus hochgelegenen Seen inmitten Afrikas nehmen, zu denen er auch den von ihm entdeckten Nyassa-See rechnete. Im Juli 1868 fand er als erster noch einen weiteren See, den Bangwedo-See, mit meh-

reren bewohnten Inseln. Da dieser See an vielen Stellen flach war und durchwatet werden mußte, stürzten sich die Blutegel in Massen auf seine weiße Haut und sogen sich daran fest, um nicht mehr loszulassen. Selbst wenn er sie fest zwischen den Fingern einklemmte, rissen sie eher ab, als daß sie losließen. Die Entdeckung des Sees erwähnte Livingstone ganz beiläufig: „Am 18. Juli ging ich ein wenig vom Wege ab und erblickte zum ersten Male die Ufer des Sees, dankbar, daß ich wohlbehalten hierher gelangte."

Immer langsamer kam er voran, und immer länger wurden seine Ruhepausen, um seine Gesundheit zu stärken und neue Kräfte zu sammeln. Durch das Waten im Sumpf und durch die vielen Blutegel hatte er sich an seinen Füßen schmerzhafte und eitrige Geschwüre zugezogen. Dennoch war er auch unter diesen Umständen nicht entschlossen, sein Unternehmen abzubrechen. „Der Zweck meiner Reise ist die Entdeckung der Nilquellen. Hätte ich vorher von allen diesen Strapazen, Mühseligkeiten und Zeitverbrauch gewußt, ich hätte die Quellen nach Ägypten dahinfließen lassen und mich nicht in den Sumpf begeben. Aber ich werde nun dies Land und seine Bewohner der Welt bekanntmachen. Der Herr aller Welt bringt durch die verschiedensten Mittel alle Dinge zu einem Brennpunkt. Jesus sammelt alles um sich: er wird täglich mehr der Mittelpunkt der Hoffnungen und der Furcht der Welt. Für Afrika muß sein Tag noch kommen." Während des Aufenthalts in diesen Gebieten begegnete Livingstone auch Kannibalen, die nicht nur frisch getötete Menschen, sondern auch halbverweste Leichen verzehrten. Er beobachtete auch, wie sie Leichname begrabener Sklaven stahlen, um sie aufzufressen. Auch berichtet er von einem Mann, der seine eigene Frau erschlug, um ihr Herz essen zu können, das eine besondere magische Kraft vermitteln sollte. Bei diesen Kannibalen fiel ihm jedoch auf, daß die Frauen kein Menschenfleisch aßen, sondern nur die Männer.

So verging die Zeit, ohne daß die Außenwelt viel von Livingstone und er von ihr vernahm. Zu Beginn des Jahres 1869 hatte Livingstone zehn Wochen lang

schwerkrank gelegen, indem er bei Tag und Nacht von einem starken Husten geplagt wurde. Am Anfang des Jahres 1870 konnte er achtzig Tage lang seine Hütte nicht mehr verlassen. Sein Gebet war, Gott möge ihn nun endlich seine Unternehmung beenden lassen. Er wußte, daß er von den Strapazen aller bisherigen Reisen gezeichnet war. „Ich bin ein schrecklich alter, schwacher Mann geworden." Seit Jahren hatte er nun keine Briefe mehr erhalten. Eines Tages erhielt er endlich Post; doch waren diese Briefe bereits drei Jahre alt.

Da Livingstone sich gelegentlich Arabern anschloß, um mit ihnen gemeinsam zu reisen — oft mußte er sich auch in einer Hängematte tragen lassen —, wurde er im Juli 1871 einmal wider Willen Zeuge, wie damals in Afrika Sklaven gewonnen wurden. Auf dem Marktplatz von Njangwe waren etwa eintausendfünfhundert Neger beieinander. Plötzlich peitschten Gewehrschüsse zwischen diese Menschen, und Araber stürzten sich auf Marktfrauen, ergriffen die Männer und metzelten nieder, was sich ihnen entgegenstellte. Was entfliehen konnte, rettete sich zum Fluß oder in die Boote. Doch auch auf die im Wasser schwimmenden Menschen wurde geschossen. Wer nicht so schnell entfliehen konnte, Männer, Frauen und Kinder wurden trotz ihrer lauten Schreie mit Ketten aneinandergefesselt. Als die so gewonnene Sklavenkarawane ihren Weg in die Gefangenschaft antrat, lagen noch immer etwa vierhundert Menschen tot auf dem Marktplatz. Am folgenden Tage gingen neben dieser Ortschaft weitere siebenundzwanzig Dörfer in Flammen auf, und die Schreie der verzweifelten Menschen, auf die Jagd gemacht wurde, ließen Livingstones Herz versteinern. „Während ich schreibe, höre ich die lauten Klageschreie um diejenigen, die am linken Flußufer erschlagen wurden. Die Trauernden wissen nicht, wie viele ihrer Freunde jetzt in der Tiefe des Lualaba-Flußes ruhen. O laß dein Reich kommen!" Kurz entschlossen trennte Livingstone sich von seinen arabischen Begleitern, die ihm stets freundlich begegnet waren. Zwar stritten sie auf das energischste ab, jemals mit solchen Sklavenrauben zu tun gehabt zu haben, doch Livingstone traute ihnen nicht mehr. Nicht, daß er von

ihnen Schlimmes fürchtete; doch der Gedanke, mit Menschen zusammen zu reisen, die es billigten, daß ihre Mitmenschen solche Greuel verübten, ließ ihn diese Trennung herbeiführen. Allein mit seinen drei Dienern, die ihm noch treu geblieben waren, machte er sich zu Fuß auf den Weg nach Ujiji, wo er den angekündigten Nachschub zu finden hoffte. Auf dem Wege dorthin kam er an einem Hinterhalt vorbei; doch geschah ihm seltsamerweise nichts, da der Posten nicht besetzt war. Am gleichen Tage flog ein Spieß an ihm vorüber, der aus allernächster Nähe abgeschleudert war, und streifte seinen Hals. Doch Gottes Hand war mit ihm, so daß ihm kein ernsthafter Schaden zugefügt wurde. Bis auf den heutigen Tag ist diese aufbewahrte Speerspitze ein Zeugnis dafür, wie oft der Tod sein Begleiter auf dieser Reise war. Ziemlich am Ende seiner Kräfte und zu einem Skelett abgemagert, kam Livingstone endlich am 23. Oktober 1871 in Ujiji an. Hier aber wartete eine neue Hiobsbotschaft auf ihn. Auch dieser langersehnte Nachschub war in der Zwischenzeit veruntreut worden, so daß er nicht mehr wußte, wie er weiterleben sollte. So saß er dort in einer notdürftigen Hütte, ein armer, verzweifelter Mann, schwerkrank und am Ende aller seiner Kräfte. „Am Geld lag mir nichts, und ich dachte, mein Leben als schwer arbeitender armer Mann zuzubringen." Daß seine Armut jedoch gleich so groß werden würde, damit hatte er nicht gerechnet. Während der vergangenen Wochen in der Zeit der starken Anfechtung hatte er viermal hintereinander die ganze Bibel durchgelesen. Nun aber besaß er nicht einmal mehr Papier, um seine Aufzeichnungen zu machen oder schreiben zu können. Auf Fetzen von alten Zeitungen, die er noch mit sich führte, und den Umschlag eines Scheckheftes schrieb er, was er an geographischen Ergebnissen dieser Reise noch unbedingt festhalten wollte. Er mußte sich sagen, daß unter diesen Umständen das Ende nicht mehr fern war. Doch während er fast anfangen wollte, an Gott zu zweifeln, war die Rettung schon auf dem Wege und kam genau in dem Augenblick, da er auf keine Hilfe mehr hoffen konnte.

Stanley findet den Verschollenen

Es war am 16. Oktober 1869, als der junge und bis dahin verhältnismäßig unbekannte Journalist Henry M. Stanley ein Telegramm erhielt: „Kommen Sie sofort wegen wichtiger Geschäfte nach Paris!" Stanley war gerade von Valencia, wo er die Kämpfe der spanischen Revolutionäre geschildert hatte, in Madrid angekommen. Als er diese Nachricht las, schlug sein Herz höher; denn der Absender war niemand anders als Mr. Bennet, der Sohn des Besitzers der großen Zeitung „New York Herald", der selbst Direktor dieser Zeitung war. Die erste Frage dieses Mr. Bennet an Stanley war, ob er glaube, daß Livingstone noch am Leben sei, und wo er sich wohl aufhielte. Um jeden Preis wollte dieser Zeitungskönig seinen Lesern neue Nachrichten über diesen seltsamen Mann geben, der auf fünf Reisen mehr für die Erhellung der Geheimnisse des dunklen Afrika getan hatte als alle seine Vorgänger zusammen. Nun aber war dieser Livingstone seit einigen Jahren in Afrika verschollen, und es ging das Gerücht um, er sei tot. Niemand wußte etwas Genaues über ihn. Mr. Bennet aber hatte einen praktischen Auftrag für Stanley: „Ich glaube, Livingstone ist am Leben, und man kann ihn finden, und ich möchte Sie aussenden, ihn zu suchen." Und nachdenklich fügte er hinzu: „Vielleicht ist der alte Mann in Not. Nehmen Sie genug mit sich, um ihm beizustehen! Natürlich werden Sie nach eigenem Plan handeln und tun, was Sie für das Beste halten, aber — finden Sie Livingstone!" Stanley erhielt zu diesem Zweck umfangreiche Vollmachten, und er durfte über fast unbeschränkte Geldmengen verfügen. Aber das letzte Wort des Mr. Bennet klang immer noch in seinen Ohren: „Finden Sie Livingstone! . . . Das ist alles. Gute Nacht und Gott befohlen!"

Das war leichter gesagt als getan. Mr. Bennet hatte unumwunden zugegeben, daß es allein geschäftliche Interessen waren, die ihn zu diesem Unternehmen veranlaßten, um als erste Zeitung etwas über den toten oder den noch lebenden Livingstone berichten zu können. Nach langen Reisen kam Stanley zwei Jahre später

nach Sansibar, wo er Dr. Kirk, Livingstones ehemaligem Mitarbeiter, begegnete. Dieser bestätigte ihm, daß seit etwa zwei Jahren niemand etwas Bestimmtes über ihn wüßte. „Dennoch glaube ich", fuhr er fort, „daß er am Leben sein muß. Wir schicken ihm beständig irgend etwas zu. Ich meine wirklich, daß der alte Mann jetzt nach Hause kommen sollte. Er wird alt, und wenn er stirbt, so wird die Welt nichts von seinen Entdeckungen haben. Er bringt seine Beobachtungen nur sehr selten zu Papier und macht nur ein Zeichen oder einen Punkt auf eine Karte, was niemand außer ihm verstehen kann." „Wie ist er im Umgang?" fragte Stanley den Konsul. „Nun, ich glaube, daß es im ganzen sehr schwer ist, mit ihm zu verkehren. Er kennt den Wert seiner Entdeckungen besser als irgendein anderer. Er ist nicht gerade ein Engel", sagte Dr. Kirk lachend. „Nun, gesetzt, ich begegnete ihm auf meinen Reisen, wie würde er sich gegen mich verhalten?" „Um Ihnen die Wahrheit zu sagen: ich glaube nicht, daß er es sehr gern sehen würde. Brächte Livingstone in Erfahrung, daß Burton oder Grant oder wer sonst ihn aufsuche, so würde er es bald so einrichten, daß 150 Kilometer Sumpf sich zwischen ihnen befänden — auf mein Wort!"

Doch Stanley wollte auf jeden Fall Livingstone finden. So rüstete er eine Expedition aus, nahm als Bezahlung für die notwendigen Nahrungsmittel 1500 Meter amerikanische Leinwand mit sich, 7500 Meter Webwaren und 4900 Meter bunte Stoffe. Auch zweiundzwanzig Säcke voller Glasperlen führte er mit sich; denn er rechnete damit, daß seine Expedition etwa zwei Jahre auf Reisen sein würde. Dazu wählte er noch 162 Kilo Messingdraht aus, um sie den Eingeborenen als Schmuckringe für Arme und Beine anzubieten. Er hatte gehört, daß sich die Eingeborenen über diesen Schmuck besonders freuten. Außerdem erwarb Stanley zweiundzwanzig Esel samt Packsätteln, warb Dolmetscher an, da er die afrikanischen Sprachen ja nicht beherrschte, und kaufte zum Schluß noch zwei Boote, von denen das eine bequem zwanzig, das andere sechs Mann mit Vorräten faßte.

Am 5. Februar 1871 war er bereit, mit seiner Expe-

dition aufzubrechen, um in dem großen Kontinent Afrika einen einzigen Mann zu suchen, von dem er nicht einmal mit Gewißheit sagen konnte, daß er noch am Leben weilte. Stanley teilte seine Expedition in fünf Karawanen ein, die sich selbständig voneinander in das Innere begeben sollten. Er selber weilte bei der letzten Karawane. „Wenn ich mir jetzt, nach meiner Rückkehr, das Gelingen der Expedition vergegenwärtige, muß ich gestehen, daß ich, den in dreizehn Monaten dreiundzwanzig Fieberanfälle heimgesucht haben, mein Leben erstlich der Gnade Gottes verdanke, zweitens der Begeisterung für mein Unternehmen, die mich von Anfang bis Ende belebte, drittens dem Umstand, daß ich meine Gesundheit nicht durch Unmäßigkeit oder Ausschweifungen ruiniert habe, viertens der Energie meiner Natur, fünftens einem angeborenen, zur Hoffnung geneigten Temperament, das sich nie verstimmen ließ, und schließlich der Maßregel, daß ich ein geräumiges Segeltuchhaus mitführte, das dicht gegen Wasser und alle Feuchtigkeit war." Alle seine Leute zusammen zählten etwa zweihundert Mann, dazu kamen siebenundzwanzig Esel und zwei Pferde.

So erlebte der gut ausgerüstete Stanley im Kleinen noch einmal, was Livingstone auf seinen Reisen immer wieder erfahren hatte: Fieberanfälle, Untreue der Leute, Tod unter der Mannschaft, Diebstahl und Abenteuer im unwegsamen Gelände. Auch Stanley entging mit knapper Not der Gefahr, von seinen eigenen Leuten ermordet zu werden, und er mußte fortan einen Teil seiner Mannschaft als Deserteure gefesselt mit sich führen. Im Gegensatz zu dem friedlichen Livingstone regierte Stanley seine aufsässige Mannschaft mit der Peitsche. Dadurch verlor er zwar sehr an Ansehen, doch er kam damit leichter zum Ziel. Livingstone dagegen hatte allezeit versucht, Liebe entgegenzubringen, um Gegenliebe zu ernten. Darum kam die hohe Achtung, die man ihm weithin zollte, aus ehrlichem Herzen. Er galt als der große Freund Afrikas. Livingstone ließ sich auch eher bestehlen, als daß er einen der Diebe mit der Waffe getötet hätte. Stanley dagegen zielte auf einen schwarzen Dieb und schoß ihn

mitten durchs Herz. Dennoch steht es uns nicht zu, Stanley in seinem Tun zu verurteilen. Er wollte seine große Aufgabe erfüllen und mußte sich selber dabei erhalten. Da er auf seine Dolmetscher angewiesen war, bewog ihn in all seinem Tun starkes Mißtrauen. Auch zwischen Livingstones und Stanleys Tagebuch besteht ein deutlicher Unterschied. Während Livingstone in allen seinen Tagebucheintragungen über Land und Leute eine gewisse Hochachtung und Ehrfurcht zeigt, ist Stanley in seinen Aussagen oberflächlicher und ohne große Achtung vor der Welt, die ihm hier begegnet. Bei Livingstone finden wir immer wieder die tiefe Frömmigkeit und das Wissen um seinen Auftrag, die ihn zu seinen weiteren Märschen antreiben; bei Stanley dagegen ist es nur das starke Verlangen, unter allen Umständen Livingstone zu finden. Erforderten es die Umstände, dann war Stanley auch bereit, mit Waffengewalt durch ihm verwehrte Gebiete sich den Weg zu bahnen. Ein Gedanke, der Livingstone nie in den Sinn gekommen wäre. Viel eher machte dieser meilenweite beschwerliche Umwege, wenn er mit seinen Verhandlungen nicht weiterkam, als daß er für sich hätte Menschen kämpfen lassen oder selber zur Waffe gegriffen hätte. Wenn Livingstone schoß, so wie damals, als er sich zusammen mit dem Bischof Mackenzie den feindlichen Geschossen ausgesetzt sah, dann nur aus Notwehr.

Bei allen Schwierigkeiten verzweifelte Stanley nicht. Seine Aufgabe war ihm heilig geworden, den lebenden oder toten Livingstone zu finden. In seinem Tagebuch steht nach solchen Schwierigkeiten, die ihm begegneten, das Wort: „Vorwärts und hoffe!" Während Livingstone seine Leute, wenn sie unwillig wurden und ihn verlassen wollten, oft mit der Versicherung, dann werde er allein weiterziehen, in liebevoller Weise an sich band, schreckte Stanley nicht davor zurück, wiederholt auf seine eigene Mannschaft die Waffe zu richten und sie zum Weitermarsch zu bewegen. Folgten sie dennoch nicht, ließ er sie in Ketten legen. So gelangte er trotz aller Schwierigkeiten am 3. November 1871 in die Nähe von Livingstone und erfuhr an die-

sem Tage, daß ein Weißer gerade in Ujiji angekommen sei. Das mußte Livingstone sein.

Mit seinen inzwischen schon verringerten Tuchvorräten erkaufte Stanley sich bei den Häuptlingen den freien Durchzug durch die verschiedenen Gebiete und gelangte zu seiner großen Freude an den Tanganjika-See. „Ich eilte, vor Erregung fast weinend, einen Berg hinauf — da war er endlich, der ersehnte See! Und das waren die blauschwarzen Berge von Ugoma und Ukaramba. Eine ungeheure weite Fläche, ein glänzendes Silberbett — darüber ein leuchtender blauer Baldachin — hohe Berge als Faltensaum, Palmenwälder seine Fransen! Der Tanganjika! Hurra!" Nachdem Stanley aus etwa fünfzig Flinten hatte feuern lassen, gab er den Befehl: „Jetzt, Kirangosi, halte die Fahne des Weißen hoch und ihr, Leute, feuert weiter, bis wir vor dem Hause des Weißen stehen! Hier in Ujiji gibt es Fische und Bier und eine lange Rast für euch! Vorwärts marsch!" In großer innerer Erregung eilte Stanley mit seinen Leuten auf Ujiji zu. Noch war er etwa dreihundert Meter vom Dorf entfernt, als er neben sich eine Stimme in englischer Sprache hörte: „Guten Morgen, mein Herr!" Auf die erstaunte Frage Stanleys, woher denn dieser Neger im Inneren Afrikas Englisch könnte, entspann sich folgendes Gespräch: „Wer sind Sie denn?" „Ich bin Susi, der Diener von Dr. Livingstone", sagte er lachend und eine glänzende Reihe Zähne zeigend. „Was? Ist Dr. Livingstone hier?" „Jawohl!" „In diesem Dorfe?" „Jawohl!" „Ganz bestimmt?" „Ganz bestimmt, ich habe ihn ja eben verlassen." „Nun, Susi, laufen Sie, um dem Doktor mitzuteilen, daß ich komme!" „Jawohl, Herr!" Und wie ein Toller schnellte er davon.

Endlich gelangte Stanley in das Dorf. Dort stand er plötzlich einem alten, gebeugten Mann gegenüber, der blaß und müde aussah und einen grauen Bart trug. Eine blaue Mütze mit verschossenem goldenem Band, eine kurze rote Jacke und ein Paar graue Hosen waren seine ganze Bekleidung. Für Stanley bestand nun kein Zweifel mehr, daß er Livingstone vor sich hatte. Am liebsten wäre er diesem alten Mann nach so langem

vergeblichem Suchen um den Hals gefallen; doch statt dessen schritt der Amerikaner Stanley förmlich auf den Engländer Livingstone zu, nahm seinen Hut ab und fragte ihn, als begegnete er ihm zum ersten Male in einem vornehmen europäischen Hotel: „Dr. Livingstone, wie ich vermute?" Die Antwort kam entsprechend: „Ja", sagte Livingstone mit freundlichem Lächeln und nahm ebenfalls seine Mütze ab. Da setzte Stanley seinen Hut wieder auf, gab Livingstone herzlich die Hand und sagte laut: „Ich danke Gott, Herr Doktor, daß es mir gestattet ist, Sie zu sehen." Livingstone erwiderte: „Und ich bin dankbar, daß ich Sie hier begrüßen kann." Das war die denkwürdige Unterhaltung bei dieser einzigartigen Begegnung im Urwald von Zentralafrika.

Und dann begann Livingstone zu erzählen. Nicht fragte er begierig danach, wie es in der Heimat aussehe, die er so lange ja nicht mehr gesehen hatte, und was seine Kinder machten, von denen er so lange keine Post mehr erhalten hatte, sondern er sprach von den Ergebnissen seiner Forschung und von den Problemen, die es um des schwarzen Afrika willen noch zu lösen galt. Aber so sehr war Stanley von dem Anblick des schwachen, alten, abgezehrten Mannes mit den strahlenden Augen hingerissen, daß er sich hinterher beim besten Willen nicht mehr recht daran erinnern konnte, was Livingstone ihm alles mitgeteilt hatte. Darüber schrieb er später: „O Leser, wärest du an dem Tage in Ujiji an meiner Seite gewesen! Wie beredt hätte sich dir das eigentliche Wesen der Mühen dieses Mannes offenbart! Wärest du nur dagewesen, um ihn zu sehen und zu hören! Von seinen Lippen, die nie lügen, erfuhr ich die Einzelheiten derselben. Ich kann es nicht wiederholen, was er sagte; denn ich war zu sehr eingenommen, als daß ich mein Notizbuch hätte herausziehen und seine Erzählungen stenographieren können. Er hatte so viel zu erzählen, daß er mit dem Ende anfing und scheinbar die Tatsache vergaß, daß er über fünf bis sechs Jahre Rechenschaft abzulegen habe. Allmählich aber kam sein Bericht hervor, rasch nahm er

große Verhältnisse an und wurde zu einer wunderbaren Geschichte von Taten."

Doch Livingstone war beeindruckt von den Neuigkeiten, die ihm Stanley mitteilte. „Die Nachrichten", schrieb er später, „die er einem mitzuteilen hatte, der sich volle zwei Jahre ohne Kunde aus Europa befunden, ließen meinen ganzen Körper erzittern." Vor allem interessierte ihn die Nachricht, daß man im Atlantischen Ozean erfolgreich ein telegraphisches Kabel verlegt hatte. Welch ein Gedanke, daß man nun von Kontinent zu Kontinent miteinander in Verbindung stehen konnte! Doch wie erschüttert war er darüber, daß er nun erfuhr, man habe ihn nicht ganz vergessen! Den Beweis dafür sah er in Stanleys Expedition, zu der die englische Regierung tausend Pfund beigetragen hatte. Ganz England und die übrige Welt nahmen also noch an seinem Erleben Anteil. Diese Erkenntnis verschlug dem nun in völliger Armut und bereits am Rande der Verzweiflung stehenden Livingstone einfach den Atem. „Sie haben mir neues Leben gebracht! Sie haben mir neues Leben gebracht!" Das war das einzige Wort, das er in seiner großen Freude immer wieder stammeln mußte.

Nun konnte er sich endlich auch wieder zum ersten Male satt essen. Bei seiner Ankunft hatte Stanley Livingstone einen Beutel mit Briefen überreicht, die zwar inzwischen genau dreihundertfünfundsechzig Tage alt geworden waren, also noch das Datum vom 1. November 1870 trugen, aber doch die allerletzte Neuigkeit aus der Heimat und von seinen Kindern enthielten. Livingstone legte den wertvollen Beutel, der alle Strapazen der Reise überstanden hatte, auf seine Knie, öffnete ihn, sah sich die Schreiben an und las ein paar Briefe von seinen Kindern, wobei sich sein Gesicht aufhellte; doch dann las er nicht weiter, sondern bat Stanley, ihm statt dessen von seiner eigenen mühseligen Reise zu erzählen. „Nein, Herr Doktor", sagte ich, „lesen Sie erst Ihre Briefe, auf die Sie gewiß ungeduldig sind!" „Ach", meinte er, „ich habe jahrelang auf Briefe gewartet und habe Geduld gelernt. Da kann ich wirklich noch ein paar Stunden warten. Nein,

erzählen Sie mir erst die wichtigsten Neuigkeiten! Was ist passiert in der Welt?" „Vermutlich wissen Sie schon, daß der Suezkanal zur Tatsache geworden, daß er eröffnet ist und jetzt ein regelmäßiger Handel zwischen Europa und Indien durch ihn getrieben wird?" „Ich habe von seiner Eröffnung nichts gehört. Das ist etwas Großartiges. Nun, was noch?" An allem war Livingstone interessiert; doch als sein Gast ihm dann endlich ein wenig Ruhe gönnte, zog Livingstone sich zurück, um mit großer innerer Freude seine Briefe zu lesen, die die Heimat ihrem unvergessenen Genius zukommen ließ.

Aus Stanleys Feder haben wir auch eine Beschreibung über den alternden Livingstone, wie er ihn vorfand. „Dr. Livingstone ist etwa sechzig Jahre alt, obschon er, nachdem seine Gesundheit wiederhergestellt war, wie ein Mann aussah, der sein fünfzigstes Jahr noch nicht zurückgelegt. Sein Haar hat noch eine bräunliche Farbe, ist aber hin und wieder mit grauen Linien über den Schläfen durchzogen; sein Bart ist sehr grau. Seine nußbraunen Augen sind wunderbar glänzend, er hat ein Auge wie das eines Habichts. Nur seine Zähne verraten die Schwäche des Alters; die harte Kost von Lunda hat in ihren Reihen Verwüstung angerichtet. Seine Gestalt, die bald eine behäbige Erscheinung annahm, überstieg ein wenig die Mittelgröße und hat eine leichte Beugung in den Schultern. Wenn er geht, hat er einen festen, aber schweren Tritt, gleich dem eines überarbeiteten oder ermüdeten Menschen. Er pflegt eine Schiffsmütze mit einem halbrunden Schild zu tragen, an der er durch ganz Afrika erkannt wurde. Als ich ihn zuerst sah, zeigte seine Kleidung Spuren von Flicken und Ausbessern, war aber skrupulös reinlich." Stanley war der letzte Weiße, der uns von dem lebenden Livingstone eine Kunde gab. So nahm er mit Schmerzen Abschied: „Vier Monate und vier Tage teilte ich mit ihm seine Hütte, Boot und Zelt und habe nie etwas Tadelnswertes an ihm entdeckt. Jeder Tag, den ich bei ihm zubrachte, erhöhte meine Bewunderung für ihn."

Wie sehr erstaunte Stanley aber, als er vernahm,

daß dieser schwerkranke Livingstone, den er unter Gottes Führung wohl vor dem sicheren Tod bewahrt hatte, von einer Rückkehr nach England nichts wissen wollte! Statt dessen teilte er Stanley seinen Entschluß mit, nun endlich seine Aufgabe auch zu Ende zu führen. Er war nicht blindlings dazu entschlossen, unbedingt in Afrika sterben zu wollen, sondern bereits zu einem früheren Zeitpunkt hatte er geäußert, daß er nach Beendigung der ihm gestellten Aufgabe sich in England niederlassen wolle, um in Ruhe seine Forschungsergebnisse auszuwerten und seinen Lebensabend in Frieden zu beschließen. Nun aber fühlte er sich durch die Nachricht aus der Heimat, die noch an ihn glaubte, und durch die willkommene Hilfe und Unterstützung Stanleys gekräftigt, so daß eine Rückkehr nach England für ihn zunächst nicht in Frage kam. „Sehr gern würde ich nach Hause gehen und meine Kinder noch einmal sehen. Ich kann es aber nicht über mich gewinnen, die Aufgabe, die mir gesetzt, jetzt im Stiche zu lassen, wo sie fast vollendet ist. Es gehören nur noch sechs bis sieben Monate dazu, um die wirkliche Quelle des Nils, die ich entdeckt habe, in Zusammenhang zu bringen mit dem Weißen Nil oder mit Bakers Albert Njansa." Nur weil Livingstones Leute wegen der Unruhen im Lande sich weigerten, noch einen Schritt weiterzugehen, und er allein so der sicheren Gefahr ausgesetzt gewesen sei, ermordet zu werden, hätte er zurückgehen müssen. „Es war gefährlich, vorwärtszugehen. Ich hatte tausend Kilometer der Wasserscheide erforscht und die hauptsächlichsten Flüsse, die ihr Wasser in das zentrale Wassersystem ergießen, untersucht; als ich aber die letzten 150 Kilometer untersuchen wollte, verloren meine Leute den Mut." So konnte Livingstone, wie Stanley beobachtete, bis zum letzten Augenblick seine wahre selbstlose Natur, die nur ein Vorwärts, aber kein Zurück kannte, nicht verleugnen. Das schönste Zeugnis aber gibt Stanley über Livingstones natürliche Frömmigkeit: „Sein Christentum ist durch und durch praktisch und zeigte sich bei jeder Gelegenheit in der einfachsten und ungesuchtesten Weise; es bestimmte sein Verhalten gegen seine Diener, gegen

die Eingeborenen, gegen alle, die mit ihm in Berührung kamen. Ohne den christlichen Glauben wäre er mit seinem feurigen Temperament, seinem energischen Mut, seinem gewaltigen Geist vielfach ein harter Gebieter geworden, aber sein christlicher Sinn hat alle Ecken und Kanten abgeschliffen."

Nachdem Stanley sich vergeblich bemüht hatte, Livingstone zu einer Rückkehr nach England zu gewinnen, kam endlich der Augenblick der Trennung. Wie reich kam Livingstone sich nun vor, neu ausgerüstet mit vier neuen Flanellhemden, zwei Paar Stiefeln, die seine Tochter Agnes ihm geschickt hatte, ausreichenden Lebensmitteln, einem Vorrat an Medikamenten, einer Badewanne, genügend Papier, neuen Werkzeugen und notwendigen Büchern! Aber auch er hatte der Welt einen Gruß durch seinen getreuen Boten Stanley zu entsenden: seine Tagebücher mit allen wissenschaftlichen Aufzeichnungen und neunundzwanzig Briefe. Wahrlich, ein gewaltiger Schatz für die Heimat und für die Nachwelt! —

Von nun an wollen wir in unserem Bericht nur noch Livingstones Ergehen verfolgen. Der Weg bis zu seinem Ende ist schnell erzählt. Um den ihm zum Freund gewordenen Stanley auf den sicheren Pfad zu führen, geleitete Livingstone ihn anfangs auf seiner Weiterreise; doch am 13. März 1872 schlug endgültig die Abschiedsstunde. Mit bewegten Worten dankte Livingstone seinem Retter: „Ich bin Ihnen dankbar für das, was Sie an mir getan; Gott geleite Sie sicher nach Hause und segne Sie, mein Freund!" — „Und möge Gott auch Sie uns allen glücklich heimführen, mein teurer Freund! Leben Sie wohl!" Damit war Livingstone wieder allein. Eine Woche später, am 19. März, feierte er seinen Geburtstag. In seinem Tagebuch lesen wir an diesem Tag: „Mein Jesus, mein König, mein Leben, mein alles; wieder übergebe ich dir mein ganzes Selbst: nimm mich an und gib, o gnädiger Vater, daß, ehe dieses Jahr vorübergegangen, ich meine Aufgabe vollendet habe! In Jesu Namen bitte ich darum. Amen. So soll es sein. David Livingstone."

So zog Stanley in Richtung zum Meer; Livingstone

aber machte sich wiederum auf den Weg, um das geographische Dunkel dieses weiten afrikanischen Kontinents durch neue Erkenntnisse zu erhellen. Bei seiner Rückkehr nach England mußte Stanley jedoch eine große Enttäuschung erleben. So sehr glaubte man bereits an den Tod des verschollenen Livingstone, daß man Stanley verdächtigte, der pfiffige Journalist habe sich hier einen Welterfolg verschaffen wollen, ohne daß sein Tagebuchbericht „Wie ich Livingstone fand" der Wahrheit entspräche. Erst nach dem Tode Livingstones tat man diesem redlichen Mann Abbitte und überhäufte ihn mit Ehren.

Eigentlich ging es Livingstone nun gar nicht mehr so sehr um die Nilquellen; denn diese würden ohnehin schon einmal gefunden werden und am Schicksal der Menschen wenig ändern können. Es ging ihm in erster Linie darum, daß er auf seine Weise etwas für die Abschaffung des menschenunwürdigen Sklavenhandels täte, von dessen Grausamkeiten er so oft Zeuge gewesen war. So schrieb er in einem Brief an seinen Bruder in Kanada: „Wenn der treue Gott mir gestattet, dem ungeheuren Jammer des Binnensklavenhandels zu steuern, so schlage ich Hunger und Beschwerde nicht an; ich würde seinen Namen von ganzem Herzen loben. Die Nilquellen schätze ich bloß als Mittel, mich in den Stand zu setzen, meinen Mund vor den Menschen mit Macht zu öffnen. Dies ist die Macht, die ich anzuwenden hoffe, um ein furchtbares Unheil zu heilen und meine armselige, schwache, helfende Hand der ungeheuren Umwälzung zu leihen, die er in seiner alles umfassenden Vorsehung jahrhundertelang vorbereitet hat, und die er jetzt augenscheinlich beschleunigt." Und an seine Tochter Agnes schrieb er: „Niemand vermag zu schätzen, was für ein Gott wohlgefälliges Werk der vollbringt, der diesem schrecklichen Sklavenhandel ein Ende macht. Das wird etwas sein, wofür es wert war zu leben, und die Überzeugung, daß ich bloß zu diesem Zweck so lange erhalten blieb, drängt sich mir oft auf."

Zunächst verweilte Livingstone noch an seinem Ort, um auf Verstärkung seiner eigenen Mannschaft zu

warten, die ihm durch Stanley versprochen worden war. Endlich, am 25. August 1872, war es soweit, daß Livingstone zum letzten Male aufbrechen konnte. Wiederum galt seine Suche den Nilquellen. Wie in all den anderen Jahren auch, so begegneten ihm erneut viele Widerstände. Inmitten afrikanischer Wildnis feierte er am 19. März 1873 seinen letzten Geburtstag. Sechzig Jahre war er nun alt. „Dank sei dem allmächtigen Liebhaber des Lebens, daß er mich so lange erhalten hat! Darf ich auf schließliches Gelingen hoffen? So viele Hindernisse haben sich eingestellt. Laß Satan es nicht über mich gewinnen, o mein guter Herr Jesu!" Sechs Tage später schrieb er in sein Tagebuch: „Nichts Irdisches wird mich bewegen, mein Werk in Verzweiflung aufzugeben. Ich stärke mich in dem Herrn, meinem Gott, und schreite getrost vorwärts." Doch Krankheit und erneute Schwäche erlangten langsam über Livingstones Forscherdrang und Lebenswillen die Oberhand. Am 21. April war er bereits so schwach, daß er weder gehen noch reiten konnte. Selbst sein Wegestock erschien ihm zu schwer. Ja, selbst den Bleistift konnte er kaum noch halten. Obwohl er von diesem Tage an auf einer Bahre getragen wurde, hatte er so starke Schmerzen, daß er von Zeit zu Zeit seinen Trägern gebieten mußte, einen Augenblick zu verweilen. So kam der 27. April herbei, an dem Livingstone die letzte Eintragung in sein Tagebuch machte. Auf allen Reisen hatte er gewissenhaft Tagebuch geführt; nun aber nahm ihm ein anderer den Bleistift aus der Hand: „Ganz erschöpft — bleibe hier — zu genesen — nach Milchziegen geschickt. Wir sind am Ufer des Molitamo." Zwei Tage nach dieser Eintragung, am 29. April, kam der letzte Reisetag für Livingstone. An diesem Tag überquerte der Todkranke noch einen Fluß, bewältigte mehrere Sümpfe und flache Teiche, bis er endlich in eine trockene Ebene gelangte, wo er bat, daß man ihn niedersetze. Während seine Leute in einem Dorf notdürftig eine Hütte für ihn errichteten, setzte man den todgeweihten Greis unter eine Regenrinne, um ihn vor dem ständigen Regen zu schützen. Danach legte man ihn auf sein Grasbett,

stellte daneben eine Kiste mit einer brennenden Kerze und rückte die Medikamentenkiste für ihn zurecht. Am nächsten Tag fühlte er sich etwas besser und erkundigte sich nach der Gegend, in der er sich befand. Am Abend des gleichen Tages legte er sich wie gewohnt zur Ruhe. Gegen vier Uhr morgens rief jedoch der Knabe, der vor seiner Hütte Wache hielt, nach dem Diener, da er nicht wußte, wie es um Livingstone stand. Vorsichtig näherten sich die beiden Schwarzen seinem Bett. Die Kerze neben dem Bett brannte noch. Er selber aber hatte das Bett verlassen, kniete daneben wie im Gebet und hielt dabei das Haupt in den Händen auf den Kissen verborgen. Doch sein Leib war erkaltet und sein Lebenslicht erloschen. Nun hatte das treue Herz aufgehört zu schlagen — im Gebet für dieses notleidende Afrika. Nicht durch ein feindliches Geschoß oder durch lauernde Gefahren der Wildnis hatte Livingstone sein Leben gelassen, sondern im stillen Gebet zu seinem Herrn und Meister, dem er die Nachfolge gelobt hatte.

Noch über seinen Tod hinaus erntete Livingstone die Früchte der Liebe, die er seinen Leuten zeitlebens entgegengebracht hatte. Aus freien Stücken entschloß sich seine gesamte Mannschaft unter Führung von zwei Eingeborenen, die Livingstone sieben Jahre lang treu begleitet hatten, den Leichnam des geliebten Herrn quer durch Afrika und alle feindlichen Stämme bis an das Meer und bis nach England zu schaffen. Nach alter Weise balsamierten sie den toten Körper. Doch Livingstones Herz, das getreu für Afrika geschlagen hatte, begruben sie unter einem großen Baum. Sein Herz sollte Afrika erhalten bleiben. So wäre es gewiß auch des Toten Wunsch gewesen. Später schickte eine Tochter Livingstones eine Messingplatte, die an diesem Baum befestigt wurde mit der Inschrift: „Hier in Ilala starb am 1. Mai 1873 Livingstone." Dies ist auch der Tag, der in Livingstones Tagebuch nachzurechnen ist. An anderer Stelle wird jedoch vom 4. Mai als dem Todestag Livingstones gesprochen. Seine Diener konnten diesen Tag nicht mehr genau angeben. Danach nahm man den einbalsamierten teuren Leichnam und trug ihn — ohne irgendeinen Be-

fehl — die beschwerliche Entfernung von 1800 Kilometern durch das unwegsame tropische Land. Neun Monate lang währte diese letzte Reise Livingstones, wobei seine Träger wie einst ihr Herr zeitweise von Fieberanfällen gepackt waren und Hunger und Entbehrungen erleiden mußten.

Endlich kam man im Februar 1874 nach Bagameio, wo ein Kreuzer den Leichnam an Bord nahm und weiterleitete. So gelangte Livingstone auf Umwegen ein letztes Mal nach England. Noch immer hatte man Zweifel, ob es sich auch wirklich um den Leichnam Livingstone handele, und ob man den Aussagen der Schwarzen trauen dürfe. Sorgfältig wurde der einbalsamierte Körper von Wissenschaftlern untersucht. Bei dieser genauen Untersuchung zeigten sich aber am linken Arm jene untrüglichen Merkmale, die ihm bei jener denkwürdigen Löwenjagd beigebracht worden waren. Man fand in dem Oberarmknochen neben den Verletzungen, die die Löwenzähne verursacht hatten, das falsche Gelenk, das sich als Folge dieser Begegnung mit dem Löwen herausgebildet hatte und ihm den Gebrauch des Armes fortan zur Qual werden ließ. Damit aber war der einhellige Beweis erbracht, daß die getreuen Diener die Wahrheit gesagt und ihren Herrn aus dem innersten Afrika zum Zeichen ihrer Liebe in seine Heimat zurückgeführt hatten.

Groß war die Trauer in ganz England; denn bei groß und klein, hoch und niedrig hatte sich dieser seltsame Missionsarzt und Afrikaforscher, der in jeder Weise so ganz andere Wege gegangen war, das Herz erobert. Unter den Großen und Helden seines Volkes gab man ihm den letzten Ruheplatz, in der Westminsterabtei. Die Inschrift, die man ihm widmete, lautete schlicht und einfach:

Von treuen Händen
über Land und Meer gebracht
ruht hier
David Livingstone
Missionar, Reisender, Menschenfreund,
geboren am 19. März 1813 in Blantyre, Lanarkshire,
gestorben am 4. Mai 1873 bei Tschitambos Dorf Ilala.

Wohl ruhte Livingstones Leib von nun an unter der Kuppel dieses hohen und gewaltigen Domes, doch sein Geist war weiterhin lebendig und brachte neue Frucht. Es schien, als inspirierte das Bild dieses alten, abgehärmten Mannes auf dem Grasbett in einer afrikanischen Hütte zu Ilala die Menschen, seinem großen Beispiel zu folgen. Nun erwies es sich, daß Livingstone nicht vergeblich 29 000 Meilen in Afrika gereist war, sondern daß die Liebe um Christi willen, die er gesät und ausgestreut hatte, wo immer er weilte, unendlich reiche Frucht brachte. Es brach unter den Menschen, die sich für Afrika interessierten oder mit diesem Kontinent zu tun hatten, eine neue Epoche an. Sie fand ihren Ausdruck in der zwar nie formulierten, aber nun gelebten Entschlossenheit:

Livingstones Werk darf nicht sterben —
Afrika soll leben!

Literaturverzeichnis

Bauer, Walter: Die Überwindung der Wildnis. Das Leben Livingstones. Gütersloh 1947.

Blaikie, William G.: Das Leben David Livingstones. Gütersloh 1881.

Charles, Rundle: David Livingstone. London 1927.

Hesse, M.: David Livingstone. Der Freund Afrikas. Stuttgart 1900.

Hughes, Thomas: David Livingstone. New York 1902.

Seaver, George: David Livingstone. His Life and Letters. London 1957.

Stanley, Henry M.: Wie ich Livingstone fand. Wiesbaden 1947.

Waller, Horace: Letzte Reise von David Livingstone in Zentralafrika. Hamburg 1875. 2 Bände.

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

1 **Friedrich von Bodelschwingh.** Der Vater d. Bethel-Werkes. Von E. Senf.

2 **Wilhelm Busch.** Ein fröhlicher Christ. Von W. Busch.

3 **Joh. Christoph Blumhardt.** Ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes. Von A. Münch.

4 **Carl Hilty.** Jurist, Historiker und Christ. Von F. Seebaß.

5 **Samuel Keller.** Gottes Werk u. Werkzeug. Von E. Bunke.

6 **Was ich mit Jesus erlebte.** Von M Wurmb von Zink.

7/8 **Matth. Claudius.** Der Wandsbecker Bote. Von F. Seebaß.

9/10 **Mathilda Wrede.** Die Freundin der Gefangenen und Armen. Von F. Seebaß.

11 **Heinrich Jung-Stilling.** Wanderer an Gottes Hand. Von M. Spörlin.

12/13 **Paul Gerhardt.** Der Sänger der evang. Christenheit. Von F. Seebaß.

14 **Johann Sebastian Bach.** Der Thomaskantor. Von F. Seebaß

15 **Eva von Tiele-Winckler.** Die Mutter der Vereinsamten. Von A. Roth.

16/17 **Otto Funcke.** Ein echter Mensch — ein ganzer Christ. Von A. Pagel.

18/19 **Toyohiko Kagawa.** Der Samurai Jesu Christi. Von C. H. Kurz.

20 **Curt von Knobelsdorff.** Der Herold des Blauen Kreuzes. Von E. Bunke.

21 **Henriette von Seckendorff.** Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen. Von H. Petri.

22/23 **Jakob Gerhard Engels.** Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu. Von A. Pagel.

24 **Elias Schrenk.** Der Bahnbrecher der Evangelisation. Von J. Weber.

25/26 **Markus Hauser.** Ein Hoffnungsleben. Von A. Jung-Hauser.

27/28 **Ludwig Richter.** Künstler und Christ. Von F. Seebaß.

29/30 **Ludwig Hofacker.** Gottes Kraft in einem Schwachen. Von A Pagel.

31/32 **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach.** Drei Frauen im Dienste Jesu. Von A. Pagel.

Band

33/34 **Johann Friedrich Oberlin.** Der Patriarch des Steintals. Von C. H. Kurz.

37 **C. H. Spurgeon.** Prediger von Gottes Gnade. Von E. Bunke.

38 **Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Akker des Evangeliums.** Von W. Michaelis.

39 **Johann Heinrich Pestalozzi.** Mensch, Christ, Bürger, Erzieher. Von O. Eberhard.

40 **J. Hudson Taylor.** Sein Werk und seine Missionsmethoden. Von F. Rudersdorf.

41/42 **Carl Heinrich Rappard.** Ein Zeuge Jesu Christi. Von E. Bunke.

43/44 **Hans Nielsen Hauge.** Der Apostel Norwegens. Von A. Hauge.

45 **Johann Albrecht Bengel.** Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch. Von G. Geiß.

46/47 **Friedrich Braun.** Ein Baumeister Gottes im Schwabenland. Von A. Katterfeld und W. Ilgenstein.

48 **Dwight L. Moody.** Vom Kaufmann zum Evangelisten. Von G. Geiß.

49/50 **Friedrich Christoph Oetinger.** Denker und Seelsorger. Von F. Seebaß.

51/52 **Karl Büchsel.** Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen. Von F. Seebaß.

53/54 **Peter Weber.** Was eine kleine Kraft vermag. Von J. Weber.

55/56 **Minna Popken.** Eine Ärztin unter Christus. Von H. Bruns.

57/58 **Ernst Modersohn.** Ein auserwähltes Werkzeug Gottes. Von H. Bruns.

59/60 **Alfred Christlieb.** Beter und Schriftforscher. Von A. Pagel

62/63 **Der alte Rahlenbeck, Ohm Michel, Vater Wirths.** Wie Gott Originale formt. Von A. Pagel.

64/65 **Traugott Hahn.** Ein Märtyrer der baltischen Kirche. Von E. Thomson.

66/67 **Johannes Wesley.** Der Vater der methodistischen Erwekkungsbeweg. Von J. Roessle

68 **Georg Müller.** Ein weltweiter Gotteszeuge. Von C. H. Kurz.

69 **Alexander Vömel.** Ein Leben unter Gottes Führung. Von A. Stucki.

(Fortsetzung auf der 4. Umschlagseite)

Band

70 **Thomas John Barnardo.** Ein Leben unter Niemandskindern. Von C. H. Kurz.

71 **Johann Georg Hamann.** Ein Prediger in der Wüste. Von H. Steege.

72/73 **Joseph Simsa.** Ein Baumeister am Tempel Gottes. Von E. Fischer-Lindner.

74/75 **Jakob Vetter.** Der Gründer d. Zeltmission. Von H. Bruns.

76 **Johann Heinrich Volkening** u. die Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg. Von J. Roessle.

77/78 **Ludwig Nommensen.** Kampf und Sieg eines Sumatra-Missionars. Von W. Landgrebe.

79/80 **Ernst Gottlieb Woltersdorf, Friedrich Traub.** Zwei Frühvollendete. Von A. Pagel.

81/82 **Philipp Jakob Spener.** Ein Reformator nach der Reformation. Von H. Bruns.

83 **Pandita Ramabai.** Eine indische Christusjüngerin. Von H. Bruns.

84/85 **Nicolaus Ludwig Zinzendorf.** Bruder unter Brüdern. Von C. H. Kurz.

86 **Johannes Seitz.** Ein Künder apostolischer Geisteskräfte. Von J. Weber.

87/88 **Amalie Sieveking.** Dienerin Jesu an Armen u. Kranken. Von W. Herbst.

89/90 **Johann Arndt.** Der Kämpfer für das wahre Christentum. Von F. Seebaß.

91 **Eduard Graf von Pückler.** Ein Ritter Gottes. Von F. Schmidt-König.

92/93 **Fritz Binde.** Ein Evangelist von Gottes Gnaden. Von E. Decker.

94/95 **Gerhard Tersteegen.** Ein Leben in der Gegenwart Gottes. Von A. Pagel.

96/97 **Johann Hinrich Wichern.** Der Vater der Inneren Mission. Von E. Bunke.

98/99 **Bruder Fritz** (Fritz Oetzbach). Ein Wunder Gottes.

100 **Der Heißdampf - Schmidt** (Wilhelm Schmidt). Erfinder u. Christ. Von W. Landgrebe

101/102 **Johannes Goßner.** Ein Mann des Glaubens und der Liebe. Von H. Lokies.

103/104 **Dora Rappard.** Die Mutter von St. Chrischona. Von F. Rudersdorf.

105/106 **Martin Luther.** Der Mensch und der Reformator. Von F. Seebaß

107 **Johan Hus.** Ein Vorkämpfer der Reformation. Von C. H. Kurz.

Band

108/109 **Am Zarenhof.** Von M. M. Korff

110/111 **John Bunyan.** Ein Pilgrim Gottes. Von E. Pältz.

112 **Hermann Menge.** Vom Gymnasialdirektor zum Bibelübersetzer. Von F. Schmidt-König.

113/114 **Christian Friedrich Spittler.** Gründer und Hirte. Von E. Schick.

115/116 **Gottfried Arnold.** Ein Glaubenskämpfer seiner Zeit. Von H. Bruns.

117/118 **Karl Freiherr vom Stein.** Minister und Christ. Von F. Seebaß.

119/120 **Dietrich Bonhoeffer.** Ein Blutzeuge aus jüngster Zeit. Von W. Landgrebe.

121/122 **Philipp Spitta.** Der Sänger von „Psalter und Harfe". Von K. Hardeland.

123/124 **Girolamo Savonarola.** Ein florentinischer Märtyrer. Von C. H. Kurz.

125 **Frau Käthe Luther.** Die Weggenossin des Reformators. Von F. Schmidt-König.

126 **Elise Averdieck.** Aus dem Leben einer Hundertjährigen. Von K. Hardeland.

127/128 **Hedwig von Redern.** Eine Zeugin durch Lied und Leid. Von A. Roth.

129/130 **Samuel Gobat.** Der Bischof von Jerusalem. Von F. Schick.

131/132 **Ludwig Harms.** Gottes Rufer in der Heide. Von A. Pagel.

133 **Eberhard von Rothkirch.** Ein Vater der deutschen Christlichen Vereine junger Männer. Von G. Zimmermann.

134/135 **Ernst Moritz Arndt.** Deutscher und Christ. Von F. Seebaß.

136 **Johann Heermann.** Der schlesische Hiob. Von R. Irmler.

137/138 **Adolf Stoecker.** Ein Kämpfer für Kirche und Volk. Von E. Bunke.

139/140 **Johannes Calvin.** Wortführer des Protestantismus. Von G. Gloede.

141/142 **Wilhelm Löhe.** Ein Zeuge lebendiger lutherischer Kirche. Von Th. Schober.

143 **Ulrich Zwingli.** Politiker und Reformator. Von H. R. Flachsmeier.

144/145 **August Hermann Francke.** Der Mann des Glaubens und der Liebe. Von E. Bunke.

146/147 **David Livingstone.** Missionsarzt und Afrikaforscher. Von Horst R. Flachsmeier.